This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 963,885

BEQUEATHED BY

George Allison Hench

PROFESSOR OF

Germanic Languages and Literatures

IN THE

University of Michigan,

1896-1899.

Stack 830.5
.95
c.1

Studien

zu den

Ältesten germanischen Alphabeten

98599

von

Wilhelm Luft.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1898.

Vorwort.

Die hier vorgelegten Studien zu den ältesten germanischen Alphabeten sollen die nötige Vorarbeit für eine erneute Untersuchung über die gotische Aussprache bilden. Um eine solche nicht zu überladen, muss ich meine Ansichten über die Runen und die gotische Schrift vorweg aussprechen und zu begründen suchen.

Sowohl beim Runenalphabet wie dem gotischen weiche ich in den Grundanschauungen von der seit Wimmer allgemein angenommenen und feststehenden Lehre ab. Ich glaube nachweisen zu können, dass die Runen nicht aus dem lateinischen Alphabet stammen, sondern aus einem ausserlateinisch-italischen oder griechischen Alphabete, das den Germanen durch die Zwischenstufe der Gallier überliefert ist. Vornehmlich aber wende ich mich gegen die Meinung, die Runen seien mit einem Male an einer Stelle von einem einzigen erfunden worden. Sie sind vielmehr allmählich ausgebildet worden und geben uns noch Kunde von ihrer stufenweisen Ausgestaltung. Hinsichtlich des gotischen Alphabets glaube ich die Unrichtigkeit der Ansicht darthun zu können, dass Wulfila die Runen gekannt und benutzt hat. Gegenüber dem äusserlichen, mechanischen Verfahren, wie er es bei der allgemeinen Annahme eingeschlagen haben muss, suche ich den Nachweis zu führen, dass er nach einem wohlüberlegten Plane gehandelt hat und sich stets von feinen lautlichen Erwägungen leiten liess.

Mein Buch beschäftigt sich hauptsächlich mit den Resultaten, die Wimmer aus seinen Forschungen gewonnen hat. Vorweg will ich aber auch kurz meine Stellung zu den Ansichten, die Henning in seinem Buche „Die deutschen Runendenkmäler", Strassburg 1889, entwickelt, darlegen. Ein eigenes Missgeschick wollte es, dass ich das Buch erst auf der hiesigen Bibliothek erhielt, als ich meine Abhandlung schon vollendet hatte, und ich sehe, dass Henning manchen Punkt schon angedeutet hat, auf den ich ausführlich eingegangen bin. Eine Umarbeitung meines Büchleins war indessen nicht nötig, da Henning nur im Einzelnen von Wimmer abweicht, im Prinzip aber dieselbe Methode und dieselben Ansichten bietet, wie der dänische Meister. Obwohl er z. B. gelegentlich mit der allmählichen Entwicklung der Runenschrift rechnet, hält er doch an der Forderung fest, für jede Rune auch eine Vorlage zu finden, sogar für *j* und *w* im Lateinischen; ebenso macht er gegen die Herleitung des *w* aus dem Q lautliche Bedenken geltend, beim tönenden *s* aus lateinischem Z (= *ts*) indessen nicht. Wenig einverstanden kann ich mich auch damit erklären, dass neben dem lateinischen Alphabet unabhängig das griechische eingewirkt haben soll und dass die Vorlage für die Runen die alte Kursive des Lateinischen ist. Ich betone aber, dass Henning m. E. vielfach richtigere Ansichten von der Herübernahme und Entwicklung der Runenschrift ausspricht, als Wimmer.

Mit Litteraturangaben durfte ich sparsam sein, da ja die gesamte auf unser Thema bezügliche Litteratur von Wimmer in seinem Buche „Die Runenschrift" (Berlin 1887) angegeben und ergänzt ist in der vortrefflichen Darstellung der Runenschrift durch Sievers in Pauls Grundriss I², 249 ff., und ich sie oder doch wenigstens eine genaue Kenntnis des Wimmerschen Buches voraussetzen muss. Es kommt daher, zumal ich ganz abweichende Ansichten zu begründen suche

und infolgedessen gegen die entgegenstehenden polemisieren muss, wohl nicht immer ganz zum Ausdruck, wieviel ich meinen Vorgängern verdanke, namentlich dem dänischen Gelehrten, der zum ersten Male im Zusammenhang die Rätsel der Entstehung unserer ältesten germanischen Alphabete gründlichst zu lösen suchte. Sollte es mir daher wirklich geglückt sein, über Wimmer in manchen Punkten hinausgekommen zu sein, so darf ich wohl das Wort Heines darauf anwenden, dass der Zwerg, der auf den Schultern eines Riesen steht, weiter sieht, als dieser.

[Nachschrift: Der Aufsatz von Th. v. Grienberger ‚Beiträge zur Runenlehre', Archiv f. nord. fil. 14, 101 ff., kam mir erst zu Gesicht, als meine Arbeit längst im Druck war.]

Berlin, im April 1898.

Inhalt.

Seite

I. Das altgermanische Runenalphabet . . . . . 1—60

1. Analogie anderer Alphabete 1
2. Zweck der Runen 2
3. Die Gestalt der Runen und die Erklärungen dafür 5
4. Entstehungszeit der Runen 10
5. Die Urrunen (die Theorie R. M. Meyers) 15
6. Erklärung der einzelnen Runen . . . . . 22—57
   Vorbemerkungen 22
   I. Die Vokale 28
   II. Die Konsonanten . . . . . 32—50
      1. Die Mediae und Tenues 32
      2. Die Spiranten 37
      3. Nasale und Liquiden 44
   III. Die Ausgestaltung des Grundalphabets 51
      α) Abzweigung der Mediae aus den Tenues 52
      β) Abzweigung der Spiranten *w*, *j*, *z* 56
   IV. Resultat 56
7. Bemerkungen über Anordnung und Benennung der Runen . 58

II. Das gotische Alphabet . . . . . 61—109

1. Wulfila und die Runen . . . . . 61—84
   a) Wulfila konnte als Theologe nicht auf die Runen zurückgreifen 61
   b) Die Runenschrift war damals noch wenig in Gebrauch . 68
   c) Die Art, wie Wulfila die Runen verwendet haben soll, spricht gegen eine Berücksichtigung der Runen durch ihn . . 70
   d) Die Salzburger Runennamen 71
      α) Wulfila hat seine Buchstaben griechisch benannt . . 71
      β) Die in dem Codex erhaltenen Sprachreste sind nicht gotisch, sondern burgundisch 73
2. Erklärung des gotischen Alphabets . . . . . 84—109
   a) Vorbemerkungen 84
   b) 18 Zeichen sind direkt aus dem griechischen Alphabet übernommen 86

Seite

c) 9 Zeichen sind „erfunden“ 90
α) *r*, *s* 90
β) *þ* ist nicht das *ψ*-Zeichen 91
γ) *h* 92
δ) *j* 92
ε) *f* und *þ* 94
ζ) Die *w*- und *u*-Laute (*w*, *q*, *u*, *hv*) 97
d) Die Doppellaute (*ai*, *au*, *ei*) 101
e) Resultat und Beurteilung der Thätigkeit Wulfilas . . 105
f) Bemerkungen zur Geschichte des gotischen Alphabets . 108

Anhang: Bemerkungen über die Entwicklung der Schrift bei den germanischen Völkern. (Zur Vergleichung.) . . . . . 110—1

Das altgermanische Runenalphabet.

1. Von dem jüngeren nordischen Runenalphabet lehrt Wimmer S. 207: „Der Übergang von den älteren zu den jüngeren Formen ist also allmählich und im ganzen ziemlich langsam geschehen, und die Entwicklung darf auch nicht als gleich schnell in den verschiedenen Gegenden des Nordens vorgegangen gedacht werden.“ Zu den gleichen Resultaten mutatis mutandis gelangt auch der Bearbeiter des Artikels Schriftwesen in Riehms Handwörterbuch des biblischen Altertums, S. 1446, für das hebräische Alphabet. Dasselbe Ergebnis für das griechische Alphabet gewinnt Kirchhoff in seinen Studien zur Geschichte des griechischen Alphabets, 4. Aufl. S. 179, und dass man für die italischen Alphabete dieselbe allmähliche Entwicklung annehmen muss, bedarf kaum der Erwähnung. Es ist eine durchaus unrichtige Vorstellung, dass ein Alphabet in einem noch nicht hoch kultivierten Volke von einem einzigen „erfunden“ wird, d. h. von diesem einen systematisch aus einer Vorlage gebildet wird, so dass alle Einzelheiten, die Formen und Aussprache in Hülle und Fülle bieten, von Anfang an in acht genommen und in Erwägung gezogen werden. Man darf daher von vornherein weder von einem Erfinder eines Alphabetes im allgemeinen, noch von einem Erfinder der Runen im besonderen reden. Wenn wir bei Wulfila ein systematisches Konstruieren eines Alphabetes finden, so hat das eben darin seinen Grund, dass Wulfila ein litterarisch hochgebildeter Mann war, der griechisch, lateinisch und gotisch fliessend sprach und schrieb, ein hervorragender Theologe, der — und das ist die Hauptsache — ein enorm wichtiges litterarisch-religiöses Interesse hatte. Davon können wir bei einem Erfinder der Runen nicht reden, und wenn irgendwo, ist daher bei der Entstehung der Runenschrift der

Schluss per analogiam nicht nur erlaubt, sondern sogar geboten. Wie das griechische Alphabet nicht gleich in vollkommener Gestalt, so dass es allen Anforderungen der griechischen Aussprache entsprach, aus dem phönizischen genommen wurde, sondern aus unvollkommenen Anfängen heraus sich entwickelte, bis es genügte, die griechischen Laute unzweideutig wiederzugeben, wie wir dasselbe für die italischen Alphabete konstatieren können, so ist auch das Runenalphabet nicht mit einem Male systematisch konstruiert und plötzlich wie Minerva aus dem Haupte Jupiters in vollkommener Gestalt aufgetaucht, sondern allmählich entwickelt worden.

Zu diesem Ergebnis werden wir schon durch die Analogie anderer Alphabete gezwungen. Darauf führt uns auch die Anordnung der Zeichen, die Erfindung von neuen Buchstaben, für die eine griechische oder lateinische Vorlage einwandsfreie Muster bot und die Namen. Im folgenden will ich nun zu erweisen suchen, dass auch die Formen der Runen selbst uns dazu zwingen, den Gedanken einer wohlüberlegten Umwandlung fallen zu lassen und an dessen Stelle das Prinzip der allmählichen Ausgestaltung zu setzen, von unbeholfenen, ungeschickten Anfängen an bis zur zierlichen, allen Feinheiten der Aussprache Rechnung tragenden Schrift, d. h. mit andern Worten, ich glaube, nur durch dieses Prinzip können wir die Rätsel der Runenschrift lösen, ohne Gewaltsamkeiten gegen die Schriftformen der Vorlage, gegen den Bestand, den die vorliegenden Funde aufweisen und vor allen Dingen gegen alles, was wir von altgermanischer Kultur wissen. Ehe ich dies an den einzelnen Runen zu zeigen versuche, muss ich allerdings in einem allgemeineren Teil kurz Stellung zu den Ansichten über Verwendung, Entstehungsart und -Zeit der Runen u. a. m. nehmen, um unnütze Wiederholungen und unbequeme Einschiebungen zu vermeiden.

2. Zu sakralen Zwecken sind die Runen in ältester Zeit nicht gebraucht worden. Davon sagt uns keine Nachricht der Griechen und Römer, und keine der erhaltenen älteren Inschriften lässt auf sakralen Inhalt schliessen. Wir finden bei den Germanen keine Weihinschriften, wie uns deren so viele im Griechischen erhalten sind; das ist ja auch durch die

religiösen Anschauungen der Germanen ausgeschlossen. Nordische Mythologie wird jetzt nicht mehr in Bausch und Bogen für germanische Mythologie ausgegeben und noch weniger nordisches Rituell für gemein germanisches. Damit ist auch die Grundlage erschüttert, dass die Runen schon von alters her als Zauberrunen dienten. Der Name *runa*, falls er wirklich mit gotisch *runa*, *μυστήριον*, identisch ist, oder falls die Grundbedeutung des Wortes „Geheimnis" ist, beweist nur, dass die Schreibkunst wie ja stets bei primitiven Völkern als etwas Geheimnisvolles betrachtet wurde, nicht aber dass die Runen geheimnisvollen Zwecken dienten. Der Schreibkünstler mag immerhin zuerst als Zauberer betrachtet worden sein, der Inhalt des Geschriebenen war nicht zauberhaft, sondern nur das Faktum an und für sich, dass die Gedanken auf diese Weise fremden Menschen übermittelt werden konnten. Man darf auch hinter den zusammenhängenden Runenalphabeten, die sich eingeritzt finden, nicht etwas Besonderes suchen. Auf griechischem und italischem Boden sind uns vielfach solche Alphabete erhalten und niemand legt darauf besonderen Wert. Häufig genug werden die Alphabete Vorlagen gewesen sein, nach denen die Worte zusammengestellt wurden (vgl. auch Dietrich, Z. f. d. A. 13, 111).

Die fremden Zeugnisse sagen uns über den Zweck der Runenschrift nichts, auf die Stelle vom Losen bei Tacitus müssen wir später eingehen, hier genügt die Bemerkung, dass sie im günstigsten Falle eine nebensächliche Anwendung der Runenschrift bestätigt. Wir müssen daher den Inhalt der uns erhaltenen Inschriften befragen. Die sind dürftig genug: „Sie melden uns den Namen eines Mannes, den niemand kennt und als seine wichtigste That, dass er tot ist, oder — füge ich hinzu — dass er die Runen ritzte, oder den Gegenstand, auf welchem sie sich befinden, besass." Auf den ältesten Inschriften finden wir sinnlose Runenkomplexe, die man vergeblich zu deuten gesucht hat, ganze Runenalphabete, einfache Namensangaben und kurze Bemerkungen wie ‚ich so und so ritzte die Runen', ‚ich machte das Horn' u. dgl. m. Daher kann ich Sievers Ansicht nicht billigen, dass die Runen zum Zwecke schriftlicher Mitteilung erfunden worden sind, eine Ansicht, die überhaupt nur möglich ist bei planmässiger einmaliger Ausgestaltung der Runenschrift. Sievers lehrt selbst,

dass sich die Inschriften hauptsächlich auf Waffen, Gerätschaften und Schmuckgegenständen finden und Steininschriften, bei denen am ehesten an schriftliche Mitteilung zu denken wäre, spätere nordische Entwicklung sind. Kommt nun hinzu, dass unser ältestes Inschriftenmaterial so überaus spärlich ist, so dass es gegen die Ansicht einer weit verbreiteten allgemeinen Benutzung der Schrift lauten Protest erhebt, so können wir nicht umhin, festzustellen, dass die Runen nicht gleich als Hilfsmittel beim Zaubern oder zu ausgedehnterem schriftlichen Verkehr benutzt wurden, sondern zunächst nichts als Eigentumsmarken gewesen sein können und als solche lange im Gebrauch gewesen sein müssen. Das wird ja auch zugegeben, namentlich von den Verfechtern der sogenannten „Urrunen", aber der Schluss auf das Runenalphabet wird nicht gemacht, nämlich dass dann auch das Runenalphabet nicht auf einmal vollständig zusammengestellt ist, sondern eine lange Entwicklung hinter sich haben muss.

Bei der Herübernahme des Alphabets und seiner ersten Anwendung werden einzelne Runenzeichen und Buchstaben-Komplexe ohne Sinn als Eigentumsmarken genügt haben, weil die Runen in ältester Zeit wohl nicht ‚gelesen', sondern ‚wiedererkannt' wurden. Ich möchte bezweifeln, ob gleich die Runen zu Worten zusammengestellt wurden, denn noch heute kennt mancher die einzelnen Buchstaben und kann sie auch nachmalen, ist aber kaum imstande, Wortbilder aus ihnen zusammenzustellen, das wird namentlich jeder Lehrer, der die Anfangsgründe des Schreibens zu lehren hat, uns tausendfach bestätigen können. Eine bessere Parallele aus der Jetztzeit wäre allerdings die geringe Fähigkeit des einfachen Mannes, seine Gedanken schriftlich zum Ausdruck zu bringen, ob er gleich fliessend lesen und schreiben kann. Bald aber werden sich nun manche grössere Fähigkeiten in der Kunst des *writan* erworben haben und ganze Sätze, zierlich gebaut, haben niederschreiben können, nachdem man es zu der Fertigkeit gebracht hatte, die Runen zu Wortbildern zusammenzustellen. Ich glaube aber nicht, dass in älterer Zeit jemals grössere Kreise bei den germanischen Völkern in der Runenschrift bewandert waren, wir müssen eine eigene Einritzerzunft annehmen und haben diese sicher unter den Handwerkern, den Schmieden, nicht bei den ger-

manischen Priestern zu suchen. Indessen ist es mit dem Geschick solcher Einritzer nicht immer zum besten bestellt gewesen. Wenn wir sehen, welche erstaunlichen Fehler die griechischen Steinmetzen auf den Inschriften zu wege brachten, werden wir auch für die Runeninschriften nicht einen andern Massstab nehmen können, eine Bemerkung, die mir für die Interpretation der Inschriften wichtig erscheint.

Gerade nun in den ersten christlichen Jahrhunderten machen die Germanen durch die Berührung mit der klassischen Welt grosse Kulturfortschritte, wenigstens zunächst die, die direkte Beziehungen mit ihr hatten, und in dieser Zeit wird der Gebrauch der Runen immer allgemeiner geworden sein. Die Eigentumsmarken mussten immer unzweideutiger gekennzeichnet werden, und jetzt wird man angefangen haben, die Runen auch zu andern Zwecken zu benutzen. Vielleicht schrieb man schon im 5. oder 6. Jahrhundert Briefe, d. h. kurze Nachrichten auf Holztäfelchen. Aus der Stelle des Venantius Fortunatus möchte ich das allerdings nicht schliessen, denn die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, dass der Dichter einen übertreibenden Witz machen wollte: Sein Freund solle auf jeden Fall schreiben; wenn er kein Papier hätte, solle er sich der Runentäfelchen bedienen. Der Gebrauch zu Nachrichtenzwecken liegt nur so überaus nahe, dass man den Germanen die selbständige Ausbildung zutrauen kann. Als Grabinschriften scheinen die Runen, wie Wimmer richtig hervorhebt, speciell im Norden gebraucht worden zu sein. Indessen liegt gerade die spätere Entwicklung, die die Runenschrift im Angelsächsischen und Nordischen genommen hat, dem Zwecke der vorliegenden, sich mit den altgermanischen Verhältnissen beschäftigenden Arbeit fern, und ich gehe nicht näher auf die spätere Entwicklung ein, so interessante Parallelen sie uns gerade für die alte Zeit an die Hand giebt. (Das notwendigste zur Vergleichung ist im Anhang erwähnt.)

3. Von allen wird die eigentümliche Gestalt der Runen betont. Sie bestehen aus senkrechten und schrägen Strichen, runde und wagerechte werden gemieden. Der Grund für diese winklige Form der Buchstaben wird gesucht in dem Material und in der mangelnden Technik. Allmählich hat

man aber dagegen dieses oder jenes Bedenken geltend gemacht, und ich erlaube mir, alle Bedenken noch einmal zusammenzufassen, selbst auf die Gefahr hin, Selbstverständliches zu wiederholen. Denn für die Beurteilung der Runen scheint mir die Entscheidung dieser Frage von der grössten Wichtigkeit. Man nimmt gewöhnlich an, dass wegen der Richtung der Holzadern runde und wagerechte Striche gemieden wurden, erstere weil schwer zu zeichnen, letztere weil undeutlich. Dagegen lässt sich nun vieles geltend machen. Das Schreibmaterial war in der ältesten Zeit wohl selten Holz. Eigentumsmarken waren damals noch viel notwendiger für die wertvollen Gerätschaften in Metall und Thon, und hier machten runde und wagerechte Striche keine Schwierigkeiten, sie waren stets deutlich zu ziehn. Aber selbst wenn wir zugeben, dass Holztäfelchen gleich von Anfang an in Gebrauch waren, was dadurch wahrscheinlich wird, dass Eigentumsmarken beim Vieh notwendig waren, und es das bequemste war, sie dem Vieh und wohl auch einigen Gerätschaften umzuhängen, wie heute noch etwa die Gärtner ihre Holztäfelchen verwenden, auch dann brauchten die Runen auf den Stäben nicht notwendig runde und wagerechte Striche zu meiden. Die litterarischen Zeugnisse beweisen garnichts. Venantius Fortunatus sagt:

Barbara fraxineis pingatur runa tabellis
quodque papyrus agit, virgula plana valet.

Er redet also von pingatur und kein Wort vom Einritzen, was Wimmer (S. 72) ohne weiteres in unsere Stelle hineinlegt. Saxo spricht allerdings von ‚litteras ligno insculptas — nam id celebre quondam genus chartarum erat' — aber er redet von den nordischen Runen einer relativ späten Zeit. Mit Recht betont man, dass die Runen mit Farben ausgelegt wurden, und vielleicht wurden sie gerade auf die Holztäfelchen in solchen Farben gestrichen. Das dürfte man vielleicht aus den Worten des Venantius schliessen und dass diese Art der Runenschrift von alters her in Gebrauch war, beweist das gotische Wort *meljan*. Das ist ein alter, echt germanischer Ausdruck für das Schreiben und nicht erst von Wulfila zu dieser speciellen Bedeutung geprägt, ebenso wie der Schreibstoff *svartizl*. Hätte der Gote nur ein *writan* gekannt, so würde er sich nicht gescheut haben, für das Schreiben mit

Tinte ein *grafjan* oder *skreiban* zu entlehnen, wie *maimbrana, aipistula* u. a., und die Deutschen später ohne Bedenken gethan haben. Müssen wir aber schon für das Gemeingermanische zwei Wörter für schreiben annehmen, *writan* und *meljan,* so fällt dann der Schluss, den man aus dem Wort selbst für die Runenschrift gezogen hat. Da die Runen auch auf Metall geritzt wurden, fällt überhaupt jeder Grund, aus dem *writan* die Gestalt der Runen erklären zu wollen. Beim Ritzen der Runen in Holz kommt aber noch anderes in Betracht. Jeder kann sich durch einen Versuch davon überzeugen, dass, wenn die Holzfasern hervorstehn, senkrechte und schräge Striche ebenso schwer zu ziehn sind, und, worauf es hauptsächlich ankommt, ebensowenig deutlich bleiben, wie runde und wagerechte. Die Germanen werden sicher auch so klug gewesen sein, ihre Täfelchen zu glätten und vielleicht gar mit Farbe zu bestreichen, und dann haben runde und wagerechte Striche nicht mehr Bedenken wie senkrechte und schräge. Ferner wurden doch nun auch die Runen gekerbt, oder die Striche wurden doppelt gesetzt und der Zwischenraum zwischen ihnen herausgenommen. Da waren runde und wagerechte Striche ganz unbedenklich, und ein „Erfinder" hätte zu ihrer Erhaltung sicher diesen mechanischen Ausweg eingeschlagen, als willkürlich die Zeichen seiner Vorlage geändert, das wagte ja nicht einmal Wulfila. Nach allem glaube ich, muss man den Gedanken aufgeben, dass die winklige Gestalt der Runen durch das Material bedingt worden wäre. Denn die Runen müssen gleich bei der ersten Herübernahme ihre eigenartige Gestalt erhalten haben, und da konnte weder das Material noch das ‚*writan*' einen Grund abgeben für eigenmächtige Veränderung.

Noch weniger kann das Prinzip mitgespielt haben, die Runen zwischen parallele Linien so zu ritzen, dass jeder Strich eine der beiden Linien berühren musste, wodurch runde und wagerechte Striche natürlich in Wegfall kamen. Dagegen sprechen von vornherein einige Runenzeichen, z. B. die *n*-Rune, die *k*-Rune und die ags. *éoh*-Rune ᛇ. Wimmer macht ferner dagegen mit Recht geltend, dass die ältesten Runeninschriften gar nicht solche parallele Linien ziehn, sondern dass diese erst später auftauchen.

Weiter führt das Prinzip der mangelnden Technik. Eins lässt sich nämlich nicht bestreiten. Eine ungeübte Hand zieht nur schwer kleine Bogen, sie gleitet dabei häufig aus und trifft vor allem beim Bogenschwung selten den beabsichtigten Endpunkt. Wir werden später bei der *u*-Rune sehn, zu welchen Konsequenzen dieser Grundsatz führte. Ebenso schwer ist es, wagerechte Striche zu ziehn, wenn sie annähernd brauchbar sein sollen, besonders zwei parallele Striche. Das verlangt durchaus Übung. Wenig oder gar keine Geschicklichkeit ist indessen erforderlich, um senkrechte und schräge Linien zu ziehn. Wenden wir diese Grundsätze auf die Runenschrift an, so wird uns vieles, wenn nicht alles Auffällige der Runenzeichen erklärt. Natürlich werden nebenbei auch noch andere Rücksichten gewaltet haben, namentlich Materialschwierigkeiten, das Grundprinzip aber war das soeben genannte, die mangelnde Geschicklichkeit. Die praktische Erfahrung, häufiges Misslingen gab dem Germanen den Rat, runde und wagerechte Striche zu meiden, nicht die Beschaffenheit seines Schreibmaterials. Wie überall finden wir auch bei den germanischen Stämmen, als die Hand geübter wurde, keine Scheu mehr gegen Runen mit runden und wagerechten Linien, soweit natürlich Jahrhunderte hindurch eingewurzelte Tradition — usus est tyrannus — dies gestattete.

Indessen ist vielleicht die strichförmige Gestalt der Runen gar nicht so überaus Auffälliges, dass man nach allerhand Erklärungsgründen suchen müsste, die gerade nur bei den Germanen hervorgetreten wären. Wahrscheinlich ist sie gar nicht den Germanen so eigentümlich, sondern nur die letzte Konsequenz einer Neigung, die die Buchstaben ihrer Vorlage hatten. Wir müssen bei der Beurteilung der Runeninschriften nicht von den Buchstaben der lateinischen Handschriften, also von der Palaeographie ausgehn. Sicherlich wäre mit dem Handschriftenalphabet den Germanen auch das Material überliefert worden, sondern wir müssen uns an die lateinische, gallische oder griechische Epigraphik, an die Alphabete der Inschriften halten, wie die Griechen ihrerseits die Schrift kennen lernten. Das wird nun noch um so erforderlicher, je früher die Runenschrift entstanden ist, und auch an anderer Stelle werden wir noch zu betonen haben, dass die Germanen die Schrift nicht aus Handschriften kennen lernten, sondern

aus den Inschriften ihrer Nachbarn. Nun zeigen die südeuropäischen Inschriften — besonders allerdings griechische — uns die Schriftzeichen neben der runden Gestalt, ebenso häufig auch in jener strichförmigen, so dass die Buchstaben sich von den Runen in nichts unterscheiden. Ich verweise da kurzer Hand auf die Alphabettabellen, die Kirchhoff seinem Buche beigegeben hat, oder auf die Tabelle der italischen Alphabete S. 130. Sowohl die Alphabete der ionischen, wie die der chalcidischen Gruppe haben z. B. das Gamma in der eckigen Gestalt < wie die *k*-Rune, es ist sogar etwas kleiner als das gewöhnliche Γ. Das Rho findet sich als ᚱ wie die *r*-Rune. Besonders mache ich auf das eckige Delta (italische D) aufmerksam, namentlich auf die Form, wo das gleichschenklige Dreieck auf der Spitze eines Basiswinkels steht und die Dreiecksspitze freischwebt, ▷. Ebenso zeigt sich das Beta häufig in der Gestalt der *b*-Rune ᛒ, das Omikron und Omega hat die Gestalt eines Rhombus. Dass die italischen Inschriften ebenso die eckige Gestalt der Buchstaben aufweisen, ebenfalls zum Teil unter Meidung wagerechter Striche, haben wir schon oben erwähnt und wird bestätigt durch die Tabelle bei Kirchhoff, besonders möchte ich noch auf die nordetruskischen Inschriften hinweisen, die Pauly herausgegeben. Daher dürfen wir annehmen, dass die Germanen die Gestalt ihrer Runen schon in der Vorlage fanden, so dass sie nur im einzelnen modifiziert zu werden brauchte. Sie haben nur konsequent Kreise und Rundungen auch in den wenigen Fällen, wo sie ihre Vorlage noch hatte, gemieden und aus der überwiegenden Mehrzahl der Buchstaben den Grundsatz der eckigen Gestalt abstrahiert und verallgemeinert.*) Dazu bewog sie auch das oben angeführte Prinzip, dass Schrägstriche und senkrechte Linien mit Meissel, Messer oder Stift leichter zu machen sind,

*) Damit erledigt sich auch der schwerwiegende Einwand, den der Historiker Kaufmann (Deutsche Geschichte S. 204) gegen die Herleitung aus dem lateinischen Uncialalphabet macht: „Ein Volk, das von einem andern die Buchstaben empfängt . . . nimmt sie so, wie sie ihm gegeben wurden, nur das wird geändert, was das Bedürfnis der Sprache fordert.“ Der Satz ist durchaus richtig und er beweist, dass für die Runen die Buchstaben der südeuropäischen Inschriften als Vorlage dienten. Sie wurden so, wie sie gegeben wurden, herübergenommen, nur Einzelnes wurde geändert.

als runde und wagerechte; ein Grund, der jedenfalls auch schon die eckigen Formen in den südeuropäischen Alphabeten hervorgerufen hatte. Einige Einzelheiten werden später im Anschluss hieran ihre Erledigung finden.

4. Seit Wimmer gilt es als feststehende Thatsache, dass die Runen aus dem jüngeren lateinischen Alphabet, dem der späteren Kaiserzeit stammen, also erst im zweiten oder gar im dritten Jahrhundert erfunden worden sind, und zwar im Süden und Südwesten Germaniens bei einem Stamme und von einem Manne. Der Beweis, dass die Runen auf das Alphabet der Kaiserzeit zurückgehn, stützt sich nur auf die Herleitung der *j*-Rune aus dem lateinischen G, und für jeden, der diese Herleitung bestreitet, — eigentlich haben sie wenige angenommen — fällt der Grund, eine viel frühere Entstehung der Runen zu leugnen, denn wenn die *j*-Rune nicht auf das lateinische G zurückgeht, kann ein ganz altes italisches oder griechisches Alphabet zu Grunde liegen. Schon hiermit ist also gezeigt, dass die chronologische Feststellung durch Wimmer grossen Bedenken unterworfen ist. Es lassen sich nun auch noch andere, ebenso erhebliche geltend machen. Eins berührt der Artikel in Riehms Handwörterbuch, auf den wir schon oben hinzuweisen Gelegenheit hatten. S. 1448 Anm. heisst es da: „Wimmer hat nachgewiesen, dass das Alphabet von 24 Runen einst Germanen und Skandinaven gemeinsam war. Aber die Ableitung aus dem Latein der früheren Kaiserzeit scheitert an der oben erwähnten Furchenschrift, welche, mag man Italer oder Kelten oder wen immer als Vermittler annehmen, aus einem viel höheren Altertum herrührt. Aus einem noch höheren muss das 16-buchstabige Runenalphabet stammen. Dass es aus dem vollständigen gekürzt wäre, wie Wimmer zu zeigen sucht, wäre gegen alle Analogie. Eher könnte das ältere durch eine archaistische Reaktion gerade in späterer Zeit wieder herrschend geworden sein.“ Die Polemik gegen die Abstammung des 16-buchstabigen Runenalphabets aus dem vollständigeren ist wohl zu verwerfen, es fehlt durchaus nicht an Analogieen; und dass ein Alphabet, wenn ein anderes eindringt, schliesslich zerfallen kann, kann auch niemand rundweg in Abrede stellen, und das jüngere nordische

Alphabet kann ja aus einer Zeit stammen, wo das lateinische allmählich vordrang. Dass aber etwa das längere und kürzere Alphabet im Altgermanischen eine Zeit lang nebeneinander bestanden haben, wie die ausgehobenen Ausführungen voraussetzen, ist ganz unerweislich. Wichtiger ist aber der Einwand, der von der Bustrophedonform her genommen ist. Allerdings lässt sich auch hier der Zufall nicht ausschliessen, die Germanen können vielleicht doch unabhängig auf die Furchenschrift verfallen sein. Ist das aber nicht recht glaublich, so lehrt uns die Furchenschrift zweierlei: 1. haben die Germanen ihr Alphabet aus Inschriften, nicht aus Handschriften kennen gelernt, denn Bustrophedon findet sich nur auf ersteren; 2. müssen dann die Runen viel älter sein, als man gemeinhin annimmt, nämlich aus einer Zeit stammen, wo auf den Inschriften der südeuropäischen Völker die Furchenschrift in lebendigem Gebrauch war. Das ist aber nur in älteren Inschriften der Fall, nicht in den jüngeren der Kaiserzeit. Und können wir nun unabhängig hiervon wahrscheinlich machen, dass die Runen aus alter Zeit stammen, so werden wir auch annehmen, dass die Germanen nicht zufällig auch auf die Furchenschrift verfallen sind.

In der That lässt sich meines Erachtens die Datierung Wimmers aus den germanischen Verhältnissen allein widerlegen. Die frühen Funde auf nordischem Gebiet deuten darauf hin, dass die Skandinavier das Runenalphabet in einer Zeit übernahmen, wo sie noch mit ihren festländischen Stammesgenossen im regsten Verkehr standen und nicht durch stammfremde Völker von diesen getrennt waren. Das war aber nur noch im ersten christlichen Jahrhundert der Fall. Ferner haben die Goten nach allgemeiner Annahme das Runenalphabet gehabt und sie kommen als die einzigen in Betracht, die es den Nordgermanen überliefern konnten. Es muss sogar äusserst intensiv in Gebrauch gewesen sein, wenn man, wie Wimmer, lehren kann, dass Wulfila bei der Konstruktion seines Alphabets auf das einheimische Runenalphabet zurückgegriffen hat. Nimmt man als geringste Zeit für die Ausbreitung eines Alphabets vom äussersten Südwesten bis zum äussersten Nordosten Germaniens 200 Jahre, was eher zu niedrig als zu hoch gegriffen ist, rechnet man ferner 100 Jahre für die intensive Ausbreitung und Anwendung bei

den Goten, die notwendig ist, um überhaupt zu verstehen, wie Wulfila auf das Runenalphabet zurückgreifen konnte, so ergiebt sich, dass die Runen im Süden und Südwesten schon um Christi Zeit in lebendigerem Gebrauch gewesen sein müssen, denn Wulfila lebte von 311—381 (?).*) Nun waren die Goten schon im 3. Jahrhundert von ihren westlichen und südlichen Nachbarn getrennt. Man gestatte, dass ich das Resultat der darauf bezüglichen Forschungen Müllenhoffs im zweiten Bande der deutschen Altertumskunde mit den Worten des Referenten (Kossinna A. f. d. A. 16, 22) wiedergebe, da ich sie kürzer weder fassen kann noch darf: „Die allmähliche Entblössung des germanischen Ostens beginnt bereits in vorhistorischer Zeit mit dem Auszug der Skiren und Bastarnen von der Weichsel nach der unteren Donau. Beim Beginn der Markomannenkriege (etwa 170) brechen die lugischen Vandilier über die Karpathen ins Land der Koistoboken ein und lassen an der oberen Weichsel und Oder die erste Lücke. Ihnen folgen sofort Teile der Goten, die nach der Walachei ziehn und seitdem Taifalen heissen, während der Hauptstamm gegen 240 an den Pontus, der Rest, die Gepiden, 10 Jahre später und gleichzeitig eine Abteilung skandinavischer Heruler nach der Mäotis auswanderte. Gegen Ende des Jahrhunderts rücken die Burgunden den Semnonen nach in die Gegend des Mains und endlich im vierten Jahrhundert die nördlichsten Ostgermanen, Skiren und Rugen, denen sich von jenseits der Ostsee noch Heruler anschliessen, in das von Vandalen und Sueben 406 verlassene Land im Süden der Karpathen. Der Sturz des hunnischen Reiches reisst die Skiren und weiter abwärts an der Donau die Rugen mit sich und später werden

*) Meringer, Idg. Sprachwissenschaft S. 65, sagt: „Wulfila nahm aber auch einige Zeichen aus dem Runenalphabet auf. Es ist sehr wahrscheinlich, dass seinen Goten dieses Alphabet bekannt gewesen ist.“ Das verstehe ich nicht. Natürlich müssen seine Goten die Runen gekannt haben, wenn er auf diese zurückgriff. Woher sollte er denn sonst Kenntnis von den Runen erhalten haben? Sievers hält allerdings auch nicht für ganz ausgeschlossen, dass Wulfila die Runen von einem andern germanischen Stamme annahm. Mit welchem Stamme ausser den Goten ist denn Wulfila in Berührung gekommen, der die Runen schon so lebhaft in Gebrauch hatte, dass es ihm auffiel und er die Zeichen ohne weiteres auf sein Alphabet übertragen konnte? Zu diesem doch ganz unmöglichen Ausweg wird man nur durch die Schwierigkeit der Wimmerschen Datierung gezwungen.

auch die Heruler von den Langobarden zersprengt, so dass ganz Ostgermanien bis zu der Oder und dem Riesengebirge vom 3.—5. Jahrhundert geräumt war.“ Nun stammen unsere ältesten Inschriften aus dem 4. Jahrhundert und zwar namentlich die nordischen Funde, eine genauere Datierung ist ja unmöglich und sie könnten in noch frühere Zeit fallen. Daher muss die Einführung der Runenschrift um Christi Geburt, vielleicht noch viel früher stattgefunden haben, da Jahrhunderte vergehn, ehe ein Alphabet solche Festigkeit und Ausdehnung erlangt haben kann, wie die nordischen Funde aufweisen. Gilt das schon, wenn wir annehmen, dass ein Mann das Alphabet konstruiert hat, gleich in vollkommenster Weise, so trifft es natürlich noch viel mehr zu, wenn wir bemerken, dass das Alphabet allmählich ausgestaltet worden ist, und uns über seine Entwicklung noch selbst Kunde giebt.

Müssen wir so feststellen, dass zu Tacitus Zeit die Germanen die Runenschrift schon besessen haben, so werden wir keinen Anstoss mehr daran nehmen, in der bekannten Stelle der tacitäischen Germania die ‚notae‘ für Schriftzeichen zu halten. Der Römer hatte gar keinen Grund, hier von ‚litterae‘ zu reden, wo es sich nur darum handelte, Merkmale der Losstäbchen zu erwähnen, die wieder erkannt wurden, nicht die Gestalt der Merkmale. Aus dem sonstigen Schweigen der Alten über die Schrift bei den Germanen kann nicht geschlossen werden, dass unsere Vorfahren eine solche überhaupt noch nicht besassen, sondern nur, dass von ihr noch kein ausgedehnter litterarischer Gebrauch gemacht wurde. Denn davon hätte uns Tacitus sicher Kunde gegeben. Aber die Schrift kam in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung bei den Germanen noch in so beschränkter Weise in Anwendung, dass sie auf den Fremden den Eindruck eines schriftlosen Volkes machten.*)

---

*) In den bekannten ‚litterarum secreta‘ ist natürlich kein Hinweis auf etwaigen Schriftgebrauch oder dessen Mangel zu sehn. Mit der allgemein angenommenen Deutung der Worte als „geheimer Liebesbriefwechsel zwischen beiden Geschlechtern“ kann ich mich aber auch nicht befreunden. Dafür erscheint mir der Ausdruck ‚litterarum secreta viri pariter ac feminae ignorant‘ nicht glücklich gewählt. Wenn die Männer mit den ‚litterarum secreta‘ vertraut sind, so müssen es natürlich in gleicher Weise die Frauen sein. Wollte Tacitus daher von solchem Briefwechsel reden, musste er schlechthin

Auch Sievers rechnet mit der Möglichkeit, dass Wimmer die Erfindung oder besser die Einführung des Runenalphabets viel zu spät angesetzt hat, und sträubt sich nicht gegen die Zeit um Christi Geburt. Aber was ist dann die Folge? Dann stammen die Runen nicht nur nicht vom jüngeren lateinischen Uncialalphabet der Kaiserzeit ab, sondern es wird sogar unwahrscheinlich, dass die Römer diejenigen gewesen sind, die den Germanen die Vorlage für ihre Schrift gaben. Denn in damaliger Zeit bestanden zwischen beiden Völkern noch keine direkten Beziehungen, da waren noch die Gallier die Vermittler. Es bleiben dann nur zwei Möglichkeiten: Entweder hatten die Germanen aus sich selbst heraus ein Urrunenalphabet erfunden, und es später nach dem lateinischen in den ersten Jahrhunderten nach Christus in bedeutender Weise modifiziert oder es war ihnen von den Galliern ein Alphabet überliefert worden, das später ganz geringfügigen Änderungen nach dem nun herrschenden lateinischen Alphabet unterlag.

Mir liegt nun noch ob zu zeigen, dass die erstere Möglichkeit nicht stattgefunden hat, dass die sogenannten „Urrunen“ unerweislich sind. Dann kann ich zu meinem eigentlichen Versuche übergehn, für die Runenschrift ein jedenfalls von den Galliern überliefertes Grundalphabet nachzuweisen und die allmähliche Ausgestaltung desselben darzuthun.

‚litterarum secreta omnino ignorantur‘, vielleicht noch zutreffender ‚litterae secretae‘ sagen. Sind denn schliesslich, wenn man ‚viri pariter ac feminae‘ in der Bedeutung = ‚omnino‘ nähme, Liebesbriefe, selbst heimliche, eine so himmelschreiende Unsittlichkeit, zumal da doch in dem Ausdruck ‚litterarum secreta‘ das ‚Unsittliche nicht implicite enthalten ist? Tacitus redet von Schaustellungen und Gastmählern, wo die Unzucht offen ihr Wesen treibt. Das sind öffentliche, jedermann zugängliche Vergnügungen, durch welche die Sinnlichkeit gereizt wurde, und zu ihnen gesellen sich als dritte im Bunde die ‚litterarum secreta‘. Sie müssen daher auch relativ öffentliche, jedermann zugängliche Vergnügungen sein. Ich übersetze daher „die geheimen Litteraturerzeugnisse“, und sehe darin einen Hinweis des strengen Römers auf die obscöne Litteratur, die in der Kaiserzeit in vollster Blüte stand, und von der uns ja noch übergenug erhalten ist. Wie überall, war der Vertrieb dieser Zoten natürlich nicht ganz öffentlich, sondern geschah etwas unter der Hand. So ist denn der Ausdruck ‚litterarum secreta‘ durchaus am Platze. Vom Verführen und Verführtwerden ist erst später die Rede in den scharfen, bittern Worten ‚nec corrumpere et corrumpi saeculum vocatur‘. Dasselbe, wie ich, will auch Zöchbauer unter den litterarum secreta verstanden wissen, Zeitschr. f. d. östr. Gymn. 48, 708, wie ich nachträglich ersehe.

5. Wimmer hat sich in seinem Buche scharf gegen die „Urrunen“ gewandt. Vielleicht gerade durch ihn veranlasst, hat R. M. Meyer in ausführlicher Weise seine Ansicht zu beweisen gesucht, dass die Germanen aus sich selbst heraus sogenannte Urrunen erfunden haben müssen, die lange bei ihnen in Gebrauch, namentlich beim Losen, gewesen sind. Es ist sein Artikel in PBB. 20, 162 ff. Sehen wir von den Aufsätzen Müllenhoffs und v. Liliencrons zur Runenlehre ab, so ist ihm Losch vorangegangen, der auch an Wimmer anknüpft, aber nur allgemeinere Andeutungen vorgebracht und namentlich auf den Gebrauch der Hausmarken hingewiesen hat, Germ. 34, 397 ff.*) Meyer hat die Herleitungen der Runen aus dem lateinischen Alphabet durch Wimmer einer scharfen Kritik unterzogen, ihre Gewaltsamkeit und Willkür genügend hervorgehoben und ich kann ihm, von Einzelheiten abgesehen, durchaus beistimmen. Er ist aber nicht den Schritt noch gegangen, die Herleitung aus dem Lateinischen überhaupt in Frage zu stellen, obgleich er für 11 Runenzeichen diese Herleitung als unmöglich oder sehr unsicher und gekünstelt nachzuweisen sucht. Nun bildet natürlich nicht etwa dieser Umstand, dass 11 Runen eine andere Vorlage als das Lateinische fordern, für Meyer den Ausgangspunkt seiner Untersuchungen, sondern er gewinnt seine Ansicht aus Erwägungen über altgermanische Kultur und legt ihr das Loskapitel des Tacitus zu Grunde. Ich finde, dass Meyer darauf zu viel Gewicht legt, es gab im Germanischen noch viele andere Arten des Losens und der Weissagung, und es ist durch nichts bewiesen, dass die von Tacitus beschriebene die gewöhnlichste war. Meyer erschwert sich aber seine Beweisführung selbst dadurch, dass er hervorhebt, was ja auch durchaus richtig ist, dass die Runen vorzugsweise zur Bezeichnung des Eigentums dienten, wo also von Glücks- und Unglücksrunen gar nicht die Rede sein kann. Ferner kann dann ihre Anwendung beim Losen eine nur nebenhergehende, gelegentliche sein, und ihre Namen und ihre Gestalt können nicht von dieser gelegentlichen Anwendung herkommen, sondern müssen auf die haupt-

*) Im wesentlichen auf dasselbe wie die Ausführungen Meyers kommen die von Kaufmann (a. a. O. 188, 274 f.) hinaus. Auch in Z. f. d. A. 27, 321 f. hat er sich gegen die Herleitung der Runen aus einem fremden Alphabet gewandt, sein hier vorgebrachter Grund ist aber hinfällig.

sächliche Anwendung zurückgeführt werden. Mithin müssen die Namen anders erklärt werden, als durch Gebrauch der Runen beim Zaubern.

Meyer drückt sich nun in Bezug auf die Herleitung der Runen so aus: „Die Runen, die aus lateinischen Buchstaben nur mit gewaltsamen Zwang abgeleitet werden können, müssen auf eine ältere Runenschrift zurückgehn.“ Ich will darauf kein Gewicht legen, dass das eine petitio principii ist. Mit demselben Rechte könnte man umgekehrt schliessen, diese Runen sind jüngere Umgestaltungen älterer aus dem Lateinischen genommenen oder gar freie Neubildungen. Er fährt dann fort: „Diese Runenschrift des ersten oder zweiten Jahrhunderts n. Chr. von der durch Tacitus bezeugten irgendwie zu unterscheiden, würde man kein Recht haben.“ Der Ausdruck „die durch Tacitus bezeugte Runenschrift“ nimmt wiederum das voraus, was bewiesen werden soll und durchaus nicht von allen zugestanden wird. Aus dem Ausdruck ‚notis quibusdam‘ kann nicht ohne weiteres auf ein vollständiges ideographisches Schriftsystem geschlossen werden, es können entweder Eigentumszeichen wie beim Losen in der Ilias oder magische Zeichen sein, ohne jemals ausgedehnter und zu andern Zwecken Anwendung gefunden zu haben. Dass die ‚notae‘ Schriftzeichen waren, kann nur dann angenommen werden, wenn die Existenz eines ausgebildeten Alphabets durch andere ganz ausserhalb des Bereichs der ‚notae‘ liegende Hilfsmittel fest gesichert ist, die ‚notae‘ selbst sind in jeder Beziehung mehrdeutig. Auch was sonst in der späteren Poesie der Germanen, insbesondere in den Edden, über Zauberrunen und dergleichen gesagt wird, darf nicht ohne weiteres zum Beweise für ein „urgermanisches akrophones Runenalphabet“ angeführt werden. Mögen die Eddalieder aus einer Zeit stammen, aus welcher man will, so wie sie uns vorliegen, sind sie spezifisch nordische Produkte, und geben die Anschauungen ihrer Zeit wieder. Und was sie uns von der Anwendung der Runen beim Zauber, beim Weissagen u. dgl. künden, ist grösstenteils nordischer Herkunft und geht nicht auf gemeingermanische, oder gar urgermanische Zeit zurück, sondern reicht höchstens mit seinen Wurzeln in diese Vorzeit zurück, über die wir demgemäss im Dunkeln bleiben. Deshalb halte ich es auch für durchaus verfehlt, z. B. daraus,

dass Gudrun ihre Brüder durch Runen warnt, auf den Gebrauch der Runen zum Briefschreiben für ältere, gemeingermanische Zeit zu schliessen.

Man kann nun Meyer ohne weiteres zugeben, dass die Germanen vor und auch noch nach der Einführung der Schrift Ideogramme und allerhand bildliche Darstellungen besessen haben. Es ist sogar a priori wahrscheinlich, weil es wohl kaum ein Volk, so unkultiviert es auch sein mag, giebt, das ganz auf solchen „Bilderschmuck" verzichtet hätte. Man kann sich leicht vorstellen, dass derartige Ideogramme, falls es solche überhaupt waren und nicht nur planlos erfundene „Bilder", als Eigentumsmarken in Verwendung waren und auch nach Einführung der Schrift.*). Dass sie religiöse Bedeutung hatten, liegt nicht ohne weiteres in ihnen, und vor allem fehlt uns doch jeder Anhalt, diese Ideogramme für die tacitäischen ‚notae' in Anspruch zu nehmen. Von solchen Ideogrammen nun aber gar die Brücke zu schlagen zu den vorliegenden Runen, dürfte kaum möglich sein. Die Entwicklung der ägyptischen Schrift kann nicht als Parallele dienen. Schon deshalb nicht, weil die Ägypter ganz im Gegensatz zu den Germanen ein sich nach aussen hin abschliessendes, fremden Einflüssen unzugängliches Volk waren. Bei ihnen sind die alten Bilderzeichen in jahrhundertelanger Entwicklung auch als Lautzeichen durch viele Zwischenstufen hindurch angewendet worden und als solche in Gebrauch geblieben. Es hat hier ein vollständiges Alphabet aus Ideogrammen bestanden. Nichts dergleichen liegt im Germanischen vor; nichts lässt einen Schluss darauf zu, dass die Germanen ihre Ideogramme, falls sie deren überhaupt welche hatten, jemals zu einer Lautschrift umgestaltet haben. Und das ist die wesentliche Vorbedingung für die Annahme, dass der Bildner des Runenalphabets auf sie zurückgriff. Dazu war ferner nötig, dass er die Ideogramme, über deren Zahl wir erst recht nichts wissen, deren es aber bedeutend mehr als Buchstaben gegeben haben kann, und die ganze Wörter und womöglich Sätze bezeichneten, akrophonisch auflöste. Dann

*) Vielleicht sind uns dergleichen auch noch erhalten in den so oft wiederkehrenden Verzierungen auf den Geräten, häufig neben den eigentlichen Runen. Ein Zeichen kehrt ja auf Waffen fast stets wieder.

ist aber eins ganz und gar unerklärlich: Warum löste der alte Runenmeister nicht alle Ideogramme auf, um ein Alphabet zu erhalten, das in lautlicher Beziehung den Anforderungen jedenfalls viel besser entsprach, als das Lateinische? Meyer hat die Schwere dieses Einwurfes wohl gefühlt und sucht ihn durch den Hinweis zu entkräften, die Deutschen seien nie radikal bei einer Neuerung vorgegangen. Ich halte diesen Satz nicht einmal für richtig, will ihn aber für unsern Fall zugeben. Soll er dann aber nicht als bequemer Ausweg dienen, um in willkürlicher Weise widerstrebende Fälle beiseite zu schieben, muss bei jeder einzelnen Rune nachgewiesen werden, weshalb der Runenmeister sich gerade hier mit einer Urrune begnügt hat, wo seine Vorlage ein gutes brauchbares Zeichen bot, oder weshalb er für eine Urrune einen lateinischen Buchstaben einsetzte. Der Nachweis kann natürlich nie geführt werden. Meyer musste notwendig zu der Konsequenz kommen: das Germanische hat ein urgermanisches Runenalphabet besessen, das wie die ägyptische Schrift auf alte Ideogramme, akrophone Zeichen zurückgeht; der Bildner des altgermanischen Runenalphabets hat dieses urgermanische zu Grunde gelegt und nur nach der Vorlage des Lateinischen umgestaltet und modifiziert. Das ist natürlich ganz unerweislich und wird wohl nie zugestanden werden, ist aber die einzige Konsequenz aus der Annahme einheimischer vorrunischer Ideogramme als Schrift.

Diesen allgemeinen Bedenken gesellen sich nun noch erhebliche im besondern zu. Es ist Meyer auch für keine Rune gelungen, ihre Existenz als vorrunisches Ideogramm wahrscheinlich zu machen, geschweige denn zwingend zu erweisen. Er gesteht selbst ein, dass seine Urrunen auch nicht nach einem Prinzip gebaut waren, und muss bald diesen, bald jenen Ausweg einschlagen. Ich kann mir ersparen, hier ins Einzelne zu gehn, da er sich ja selbst die Einwürfe gegen seine Ansicht gemacht hat. Ich kann aber nicht finden, dass es ihm geglückt sei, sie auch zu entkräften, man vergleiche z. B. seine Einwürfe bei *k* und *v*, oder wenn er sagt: „Ein Grundstrich und ein oder zwei Schrägstriche von halber Länge machen ihr Wesen aus, nur die beiden wulfilanischen Vokale müssen wir ausnehmen.“ Wenn man nun weiter sieht, welcher Wert von Meyer gerade auf diese wulfilanischen

Vokalzeichen als Ideogramme gelegt wird — er sieht den Grund dafür, dass sie ins gotische Alphabet herübergenommen sind, gerade in ihrer alten ideogrammatischen Bedeutung — dann muss man sich wundern, dass gerade „nur“ diese beiden Zeichen dem Grundprinzip des vorrunischen Schriftsystems aufs nachdrücklichste widersprechen. Wenn er nun ferner Wimmer den Vorwurf macht, gewaltsam und willkürlich bei der Herleitung der Runen verfahren zu sein, so trifft dieser Vorwurf meines Erachtens sein Verfahren nicht minder. Denn ob die Zeichen, die nicht ohne weiteres zu den lateinischen stimmen, gewaltsam gepresst und willkürlich auf ein ähnlich aussehendes zurückgeführt werden, oder gewaltsam und willkürlich auf eine Urrune, deren Aussehn dann ohne jeden weiteren Anhalt nach der thatsächlich vorliegenden Rune konstruiert wird, ist doch im Grunde ganz gleich. Das eine ist ebenso gut und ebenso schlecht wie das andere. Meyer hat den Schluss doch nicht vermieden: Der Erfinder des Runenalphabets hat das jüngere lateinische Uncialalphabet zu Grunde gelegt. Nun lassen sich aber eine Anzahl Runen — beinahe die Hälfte — nicht ohne Zwang auf dieses lateinische Grundalphabet zurückführen, folglich sind diese Zeichen auf ein der Runenschrift vorausliegendes Urrunensystem zurückzuführen. Das ist aber ganz und gar nicht zwingend. Aus beiden Prämissen folgt zunächst nur, dass jene abweichenden Runen eine abweichende Grundlage haben. Woher sie stammen, darüber können wir nichts wissen, das muss erst erforscht werden. Sie können auf ein aus Ideogrammen bestehendes Schriftsystem zurückgehn, müssen es aber selbst dann nicht, wenn dessen Existenz durch andre Umstände glaubhaft nachgewiesen und nicht nur aus einer Analogie als wahrscheinlich angenommen wird. Sie können aber auch frei erfunden sein, in Anlehnung an ähnliche, schon bestehende, auch dafür spricht die Analogie andrer Alphabete, wo uns in jedem frei erfundene Zeichen entgegentreten werden, die nicht vorher als Ideogramme in Gebrauch gewesen sind. Schliesslich können sie aber auch die angenommene Vorlage als die nicht richtige erweisen.

Solange man nämlich einen Erfinder der vorliegenden Runen annimmt, schliessen sich die oben erwähnten Prämissen gegenseitig aus. Beide können nebeneinander nur bestehn,

wenn eben die Runen nicht auf einmal, an einem Orte und von einem zusammengestellt sind, sondern wenn sie allmählich entstanden und entwickelt sind. Da nun durch die obigen chronologischen Ausführungen die Existenz eines Alphabetes, einer wenn auch noch unvollkommenen Runenschrift schon für die Zeit um Christi Geburt notwendig wird, muss man allerdings auf das Gallische zurückgreifen, oder vorsichtiger ausgedrückt, können die Runen nicht auf das jüngere lateinische Alphabet zurückgehn. Daher ist also L. Geiger ganz im Recht, wenn er sagt (Entwicklungsgeschichte der Menschheit 62): „Auch die Runen sind ohne Zweifel eine wahrscheinlich schon in früherer Zeit über Massilia zu den Galliern und von da zu den Germanen gekommene Entwicklungsform aus derselben Quelle wie die italischen Alphabete.“ Dagegen wendet Meyer ein: Wimmer hat über jeden Zweifel nachgewiesen, dass die Runen aus dem jüngern lateinischen Alphabet (2. oder 3. Jahrhundert) stammen, mithin können nicht die Gallier die Vermittler bilden. Meyer kann diesen Einwand nicht erheben, den kann nur der machen, der, wie wir schon oben hervorhoben, Wimmers Herleitung der *j*-Rune aus lateinisch G für richtig hält, denn dieses G ist der einzige Buchstabe, der auf das jüngere lateinische Uncialalphabet führt, alle andern gehn mit demselben Rechte auf das alte lateinische Alphabet zurück. Nun polemisiert Meyer aber ganz mit Recht gegen die Herleitung der *j*-Rune aus lateinischem G, leitet sie sogar ganz richtig aus der *i*-Rune her, und mithin fällt für ihn doch jeder Grund, auf die jüngere lateinische Uncialschrift zurückzugehn. Er muss es nur, weil er sogenannte Urrunen annimmt.

So kann ich denn jetzt den Gedanken Geigers ausführen und im einzelnen nachweisen, dass die Runen eine jahrhundertelange Entwicklung durchgemacht haben, nachdem sie von den Galliern den Germanen übermittelt waren, ehe sie die in unsern Inschriften vorliegende Gestalt annahmen. Meyers Ansicht entbehrt, wie ich hoffe gezeigt zu haben, jedes thatsächlichen Beweises. Dass seine Annahme aber auch ganz und gar unnötig ist, hoffe ich im folgenden erweisen zu können, indem ich darlege, dass der Ausweg, die Runen direkt aus dem gallischen Alphabete zu erklären, sich viel besser durch die kulturhistorischen Thatsachen, aus dem Runenalphabete selbst und aus der Analogie andrer Völker

rechtfertigen lässt, als der von Meyer vorgeschlagene. Denn als Ausweg will ja auch Meyer nur seine Erklärungsversuche betrachtet wissen. Mit Recht hat er aber hervorgehoben, dass wir über die von Wimmer festgestellten Thatsachen in Bezug auf das Altgermanische hinauskommen müssen, und ganz vorzüglich ist seine Unterscheidung zwischen altgermanischem und urgermanischem Runenalphabet. Die Aufgabe ist die, festzustellen, wie das urgermanische Runenalphabet beschaffen war, und dann die Vermittlung zwischen ihm und dem altgermanischen zu schaffen.

6. Um nun die Frage zu entscheiden, ob denn ein griechisches oder italisches, in beiden Fällen natürlich gallisches, Alphabet die Grundlage für das urgermanische Runenalphabet bildete, müssen wir vor allem die Zeitverhältnisse in Betracht ziehn, die kulturellen Einflüsse auf die Germanen zu Beginn unserer Zeitrechnung. Vieles werden uns noch lautphysiologische Betrachtungen an die Hand geben. Aus den Gründen der Gestaltung ist wenig zu entnehmen. Sievers giebt folgende 7 an:

1. Alle Zeichen ausser der *k*- und *ing*-Rune haben gleiche Höhe.

2. Nur senkrechte Striche und Schrägstriche werden geduldet, Horizontalstriche werden also schräg gerichtet und alte Schrägstriche zum Teil gerade gerichtet, um den für die meisten Zeichen charakteristischen Stab oder Balken zu schaffen.

3. Bogen werden meist gebrochen und finden sich unverändert nur in den ältesten Metall- und Steininschriften.

4. Allzulange Schrägstriche, namentlich solche, welche ungekreuzt die ganze Höhe der Schriftkolumne durchziehen würden, werden vermieden, man kürzt, bricht oder kreuzt sie also.

5. Ebenso meidet man nach oben sich öffnende Querstriche am untern Ende des Balkens, stürzt also eventuell das ganze Zeichen um.

6. Einige Zeichen sind mit Rücksicht auf andere bereits vorhandene differenziert worden, um den Zusammenfall zu vermeiden.

7. Als Scheidungsmittel dient bisweilen die Doppelsetzung des ursprünglichen Zeichens.

Die Regeln sind sehr vorsichtig gefasst, sind aber selbst in dieser Form nicht ganz zutreffend, oder soweit dies der

Fall ist, nicht für die Runen entscheidend. In Punkt 1 und 3 giebt Sievers selbst die Ausnahmen zu. Punkt 5 ist wohl ganz zu streichen, denn die Rune (ᛇ) ᛇ, die uralt ist, wenn wir auch nichts Rechtes mit ihr anzufangen wissen, erhebt dagegen Einspruch. Die meisten Punkte finden darin ihre Erledigung, dass wir nicht von den Alphabeten der Handschriften, sondern dem der Inschriften auszugehen haben, also die lateinische oder griechische Epigraphik befragen müssen. Punkt 7 spricht deutlich gegen einmalige Konstruktion des Runenalphabets. Ganz und gar aber ist die von Wimmer leider nur zu oft geübte Methode abzuweisen, die eigentümliche Gestalt einzelner Runenzeichen wegen möglichen Zusammenfalls mit andern zu erklären (Punkt 6). Dagegen wendet sich auch Meyer. Es kommen folgende sechs Zeichen in Betracht:

1. Bei der *f*-Rune werden die Schrägstriche nach oben gerichtet, weil bei der *a*-Rune sie schon nach abwärts gingen und beide Zeichen zu ähnlich geworden wären. Zunächst hätten sie sich auch so noch unterschieden, denn bei *a* beginnen die Schrägstriche oben, beim *f* in der Mitte des Balkens, hätten also sehr leicht bis zur untern Schriftkolumne gezogen werden können, so dass beide Zeichen ganz verschieden aussahen. Warum hinderte man aber nicht den Zusammenfall durch die schlichte Herübernahme des Uncial-*a* der Handschriften, gegen das kein Runengesetz etwas einzuwenden hatte?

Die *m*-Rune konnte in der Gestalt der Vorlage nicht gebraucht werden, weil schon die *e*-Rune diese Form hatte. Es ist aber nicht zu erklären, wie die letztere aus einem lateinischen E entstehen konnte.*) Man hätte sicher ein E modifiziert und nicht das unschuldige M.

3. Die *n*-Rune musste umgestaltet werden, weil die *h*-Rune eine ähnliche Gestalt wie das lateinische N schon hatte. Lateinisches N hätte gegen kein Runenzeichen verstossen und

*) Kommt das E in der Gestalt zweier Parallelstriche, worauf Wimmer die *e*-Rune zurückführt, überhaupt in Handschriften der Uncial-Alphabete vor? Nach Blass, Lateinische Paläographie (Iv. v. Müllers Handbuch I, 326) findet sich das Zeichen nur in der alten Kursive und in alten Privatinschriften.

die Ähnlichkeit zwischen ihm und der *h*-Rune wäre nur eine ganz entfernte gewesen, nicht bedeutender, als zwischen der *j*- und *s*-Rune.

4. Für *o* konnte der Rhombos nicht benutzt werden, weil dieser mit der *ing*-Rune zusammengefallen wäre. Letztere ist aber ein späteres, von den Germanen erfundenes Zeichen und konnte doch kein ererbtes, früheres beeinflussen.

5. Die *d*-Rune durfte nicht einfach durch Gegeneinandersetzung der *porn*-Rune gebildet werden, weil sie so mit der *m*-Rune in Konflikt geraten wäre. Letztere ist aber selbst erst von dem weisen Erfinder nach der *e*-Rune umgestaltet worden, die ihrerseits auch aus dem Zeichen der Vorlage umgebildet wurde.

6. Die Form, die das lateinische P für die Runenschrift ergeben musste, konnte nicht gebraucht werden, weil sie mit der *w*-Rune zusammengefallen wäre. Diese hat der Erfinder aber erst mühsam aus dem lateinischen Q herausgedeutet, nicht einmal aus der B-Rune (= *b*).

Daran sei es genug. Man sieht, die Methode befriedigt ganz und gar nicht, weil sie ganz willkürlich angewandt werden kann. Man fragt überall, warum denn gerade das Zeichen nach jenem umgestaltet ist und nicht umgekehrt, abgesehen davon, dass sich der Erfinder die Sache erst immer selbst durch unnütze Umänderung eines Zeichens schwer gemacht hatte. Mit dieser Methode kann man alles erklären und mit ihr kann man das Runenalphabet aus jedem beliebigen südeuropäischen Alphabet herleiten. Man muss doch billig bezweifeln, dass ein Erfinder, wenn man ihn schon zugesteht, ein so bewunderungswürdig konsequenter Denker und Sprachgelehrter gewesen ist und so systematisch zu Werke ging, dass auch ja nicht der kleinste Irrtum unterlaufen konnte, wo doch keine in Frage kommende südeuropäische Vorlage so ängstlich in Bezug auf die Ähnlichkeit der Zeichen war. Noch unwahrscheinlicher wird diese Systematik, wenn wir an die Stelle des ersten Erfinders allmähliche Ausgestaltung setzen, vom unvollkommenen sklavischen Nachahmen emporsteigend bis zu dem Wagemut, eigene Zeichen zu erfinden. Je intensiver der Verkehr wurde, je weiter sich die Runenschrift verbreitete, desto notwendiger wurden die feineren Unterscheidungen. Immer genauer mussten die Eigentums-

marken werden, wurden doch die Runen vielleicht schon zu andern Zwecken gebraucht. Die kulturelle Entwicklung drängte nach einem immer zweckentsprechenderen Alphabete. So wird uns alles klar in der Runenschrift ohne jede gewaltsame Formenkombination.

Oben hatten wir zu erweisen gesucht, dass die Runenschrift in ihren Anfängen schon um Christi Geburt, vielleicht noch früher bestanden haben muss. Durch diese Zeitbestimmung wird a priori unwahrscheinlich, dass die Griechen den Germanen direkt ihr Alphabet überliefert haben, weder von Osten noch von Westen her. Wir hatten aber auch oben schon Gelegenheit, darauf hinzuweisen, dass kulturhistorischen Erwägungen zufolge auch das römische Alphabet nicht direkt die Vorlage für die Runen gewesen sein kann. Denn in jener Zeit wurden die Römer erst mit den Germanen allmählich bekannt, es bestanden zwischen beiden Völkern noch keine intensiven Beziehungen, der Weg, den die römischen Kulturerzeugnisse nehmen mussten, führte durch die Kontinental-Kelten, die damals noch einen eigenen Volksstamm bildeten und noch nicht von Rom aufgesogen waren. Besonders kommen hier die im Süden und Südwesten Germaniens wohnenden Kelten in Betracht. Über ihr Alphabet wissen wir ja nicht allzuviel, Inschriften sind uns nicht viele erhalten und noch dazu relativ junge. Sie hatten zum Teil das nordetruskische Alphabet, das sich von Oberitalien aus verbreitete. Andrerseits lehren die litterarischen Zeugnisse, dass die Gallier das griechische Alphabet hatten. Es sind besonders die folgenden. Strabo berichtet, dass die Gallier durch die wissenschaftliche Blüte Massilias äusserst angeregt worden seien und sogar ihre Gesetze in griechischer Sprache abfassten, jedenfalls unter grösstem Einfluss der griechischen Bildung in Massilia standen. Ganz im Einklang damit berichtet uns Cäsar, dass die Helvetier die griechische Schrift hatten. Nach der Art der Nachricht muss sie sogar in ausgedehntem Gebrauche gewesen sein. Endlich trage ich kein Bedenken, hier die Bemerkung des Tacitus (Germania III) anzuschliessen: ‚Quidam opinantur monumenta et tumulos quosdam graecis litteris inscriptos in confinio Germaniae Rhaetiaeque adhuc extare.‘ Der gewissenhafte Römer mochte es nicht recht glauben, weil er die Inschriften den Germanen zuerteilt, deren geringe geistige

Bildung ihm nicht verborgen war. Sein Zweifel könnte uns auch einen Fingerzeig geben für die Anwendung der Schrift bei den Germanen zu seiner Zeit überhaupt. Er traut ihnen offenbar einen ausgedehnteren Gebrauch der Schrift nicht zu, ohne sie ihnen etwa ganz abzusprechen. Dies nebenbei. Der Ausdruck ‚in confinio Germaniae Rhaetiaeque' lässt aber durchaus und wohl nur die Deutung zu, dass, wenn die ‚quidam' nicht gelogen haben, wir es mit keltischen Inschriften zu thun haben, in griechischem Alphabet. Ganz streng vermochten die Römer Germanen und Kelten nie zu trennen, wir haben ihnen manche Irrtümer nachweisen können. Vielleicht wollte Tacitus gar nicht von specifisch germanischen Inschriften reden, er hält es für nicht recht glaublich, dass im Grenzgebiete Germaniens und Rhätiens überhaupt Inschriften vorkamen. Jedenfalls ist der Zweifel von seinem Standpunkt aus berechtigt, von dem unsrigen aus nicht, denn wir wissen ja, dass die Kelten die griechische (etruskische) Schrift hatten und auch Grabinschriften verfertigten. Letztere sind bei den Germanen ausgeschlossen, und Tacitus hat daher mit seinem Zweifel in dieser Hinsicht recht, dass es germanische Inschriften sind.

Die Gallier im Süden und Südwesten Germaniens hatten also die Schrift in ausgedehntem Gebrauch und zunächst wohl das griechische Alphabet. Wir dürfen aber nicht die Möglichkeit von der Hand weisen, dass das nordetruskische Alphabet Einfluss ausgeübt haben kann, und es kann sogar das lateinische in jener Zeit schon seine Schatten vorausgeworfen haben, was mir etwas zweifelhaft vorkommt. Für unsere Frage ist das aber wenig bedeutend, denn das Runenalphabet sagt uns über seine Quelle direkt nichts, wir können sie nur aus allgemeinen kulturhistorischen Schlüssen gewinnen. Formell lässt es sich ebenso schwer und ebenso leicht aus dem Lateinischen, wie aus dem Nordetruskischen und wie aus dem Griechischen herleiten. Nur sind dann von dem Erfinder jedesmal andere Zeichen modifiziert und substituiert worden.

Etwas weiter führen uns vielleicht phonetische Erwägungen. Betrachten wir nämlich die lautphysiologische Seite der Frage, so müssen wir gestehn, dass weder der lateinische, noch griechische, noch gallische Lautbestand dem

germanischen in der Weise entsprach, dass eines der südeuropäischen Alphabete ohne weiteres als Grundlage dienen konnte. Wir setzen für das Urgermanische an:

Vokale. Kurze: *ă, ĕ, ĭ, ŭ;*
lange: *a* (*ā*), *ē, ī, ō, ū.*
Diphthonge: *ai, ei (?), — au, eu (iu?).*
Konsonanten: *g, b, d; k, p, t; ǥ, ƀ, đ; h (= χ), f, þ.*
s, z, r, l, m, n, v, j, w.

Das Lateinische der damaligen Zeit hatte keine *ǥ, đ, ƀ, h, þ* und wohl kein *eu*. Das Griechische hatte keine *j* und *w*, das Gallische ging wohl bis auf das *f*, das es nicht hatte, mit dem Lateinischen parallel. Da das Griechische direkt nicht in Frage kommt, so haben wir nur mit dem Lateinischen und Gallischen zu rechnen. Und da wäre denn ein systematisch zu Werke gehender Erfinder in dem grössten Dilemma gewesen, selbst wenn er seine Laute nur im Groben wiedergeben wollte, ohne die feineren Lautunterschiede zu berücksichtigen, was ja in damaliger Zeit auch wohl nirgend geschehen ist. Es kommt hinzu, dass das Lateinische in der Schrift gar keinen Unterschied zwischen den Spiranten *j* und *w* und den Vokalen *i* und *u* machte, dass in damaliger Zeit *k* und *g* nicht immer unterschieden, sondern durch dasselbe Zeichen wiedergegeben wurden. Wenn nun die Germanen das lateinische Alphabet herübernahmen, konnten sie ebensowenig *j*, *w* und *g* bezeichnen, wie die Römer, also fallen diese Zeichen aus dem Uralphabet fort. Warum nahmen sie nun ferner für ihre stimmlose Dentalspirans die stimmhafte Media lateinisch D und diese nicht vielmehr für ihre stimmhafte Spirans *đ*? Warum nahmen sie das Zeichen B für *þ*? Derartige Fragen lassen sich vielfach erheben und sie können nicht durch systematische Konstruktion beantwortet werden, sondern aus der Art der Herübernahme und Ausgestaltung des Alphabets. Denn mir scheint Wimmer die Frage nicht ganz berücksichtigt zu haben, wie klangen die lateinischen (oder gallischen) Laute dem Ohre der Germanen? Danach finden wir die Buchstaben bezeichnet, nicht nach mechanischer Gleichsetzung. Ich erlasse mir nun, des näheren auszuführen, dass der griechische und gallische Lautbestand dieselben

Schwierigkeiten machte, wie der lateinische, dass wir hier ebenfalls unbeantwortbare Fragen stellen können, und gehe über zur Erklärung der einzelnen Runen.

I. Die Vokale.

Da man die Diphthonge überall durch Setzung der beiden entsprechenden einfachen Vokale bildete, kommen nur letztere in Betracht.

a ᚨ
e ᛖ
i ᛁ
o ᛟ
u ᚢ.

Von Rechts wegen verlangen die Runen als direkte Vorlage Zeichen, wie sie keines der uns bekannten Alphabete in ihrer Gesamtheit aufweist. Gewisse Modifikationen müssen daher an diesen Zeichen vorgenommen sein, sie sind aber doch im Grunde geringfügig.

ᚨ. Weshalb man nicht das regelrechte A des jüngern lateinischen Handschriftenalphabets hätte nehmen können, ist nicht einzusehn, zumal da man dadurch den Zusammenfall mit der *f*-Rune gründlichst gehindert hätte. Viel leichter lässt es sich zurückführen auf eines der *a*-Zeichen, die in älterer Zeit uns auf den Inschriften begegnen, mögen sie nun italischen oder griechischen Alphabeten angehören. Dass die *a*-Rune bis aufs genauste dem nordetruskisch-gallischen *a* entspricht, muss Wimmer selbst zugeben.*) Er betrachtet es aber als Zufall, wozu wir uns wohl nicht verstehn können.

ᛖ. Die *e*-Rune ist die für die Erklärung schwierigste. Aus dem aufrechtstehenden E des jüngeren lateinischen Alphabets oder gar aus dem seltenen *e*-Zeichen, aus dem Wimmer sie herleiten will, kann sie unmöglich stammen. Es muss auf ein umgelegtes *e* oder mindestens auf ein schräggeneigtes zurückgehn, denn aus eigener Kraft konnten die Germanen nicht darauf verfallen, ein aufrechtstehendes E um-

*) Auch auf griechischen Inschriften, sogar auf gallischem Boden, erscheint es.

zulegen. Sehen wir uns nun unter den Alphabeten der Inschriften um, so begegnet uns die schräggeneigte Form des E in allen italischen und griechischen Alphabeten. Bilden die Gallier die Durchgangsstufe, so wissen wir nicht, ob das etruskische oder das massiliotisch-ionische Alphabet die Grundlage bildete.

ı. Dasselbe Resultat ergiebt sich bei der *i*-Rune. Sie hat in allen Alphabeten eine genaue Entsprechung und entscheidet daher nichts.

ᚩ und ᛜ. Diese beiden Zeichen erkläre ich ganz abweichend von meinen Vorgängern und will meine Ansicht ausführlicher zu begründen versuchen. Das Zeichen für *o* könnte auf ein (inschriftliches!) griechisches Ω zurückgeführt werden. Wimmer macht dagegen den Einwand, dass dieses Omega nur ionischen Alphabeten eigne und in den italischen Kolonieen nicht vorkomme. Daran ist etwas Richtiges, man könnte aber betonen, dass Massilia eine phokäisch-ionische Kolonie war. Was dagegen spricht, ist, dass das Omega-Zeichen meist nur auf dem griechischen Festlande und in Kleinasien und den ägeischen Inseln begegnet. Auf ein rundes O, das uns das jüngere lateinische Alphabet bietet, lässt es sich aber auch nicht ohne weiteres zurückführen, etwa mit der Begründung Wimmers, es sei nach der *ing*-Rune umgestaltet, die ursprünglich die Kantenform hatte. Das ist, wie wir sahen, deshalb unglaublich, weil die *ing*-Rune ein specifisch germanisches, aus zwei *g* konstruiertes Zeichen ist, und da deshalb später erfunden, ein gutes, altes aus der Vorlage ererbtes Zeichen nicht beeinflussen konnte. Bei der *u*-Rune ist die Sache ebenso schwierig. Hier soll das ᚢ auf ein umgestülptes lateinisches V zurückgehn. Da die Lehre, man meide nach oben sich gabelnde Zeichen, an dem ᛉ zu nichte wird, wird man wohl schwer einen Grund ausfindig machen können, weshalb man das lateinische V auf den Kopf stellte. Und wenn man das schon gethan hatte, warum liess man dann das Zeichen nicht wenigstens in dieser Form bestehn, die allen Gesetzen für die Runenschrift gehorsam war. Man hat merkwürdigerweise aller Abneigung gegen runde Linien zum Trotz den rechten Schrägstrich gekrümmt. Wimmer selbst muss zugeben, dass die Rundung

in frühester Zeit vorgenommen sein muss, wenn er sie auch nicht von Anfang an bestehen lassen will. Meines Erachtens müssen wir aber konstatieren, dass die Rundung in der *u*-Rune stets bestanden hat. Der Weg über eine Form mit gebrochenem rechten Strich ist nicht zu erweisen und würde auch zu nichts führen, denn es lag dazu kein Grund vor, die rechte Hasta des lateinischen, umgekehrten V zu brechen.

Man muss daher, wie ich glaube, auf die Herleitung der *u*-Rune aus dem lateinischen V verzichten. Den rechten Weg scheint mir folgende lautphysiologische Erwägung zu weisen. Die Gallier und Lateiner hatten einen *o*-Laut, der den Germanen wie *u* klang, während ihr eigener, der Brechung und dem Wandel von idg. *ā* in *ō* nach zu schliessen, sehr offen war. Das wird bewiesen durch die Entlehnung *Ruma, Rumoneis,* die gemeingermanisch ist und sich durch den Wandel (Substitution?) des *ā* in *ō* als uralt dokumentiert.*) Ich glaube nun, dass das Zeichen der *u*-Rune auf ein italisch-griechisch-gallisches O zurückgeht, das dem allgemeinen Grundsatz für die Runenschrift gemäss umgestaltet wurde. Man setzte das Messer oder den Stift oben an den senkrechten Strich, der vielleicht ursprünglich auch etwas nach der andern Seite gekrümmt war, an, und zog den Strich mit leichter Krümmung herunter, was auch die schwerfälligste Hand leisten konnte. Den untern Teil des Bogens wieder an den untern Endpunkt der Senkrechten zu legen, war nicht so einfach; den beabsichtigten Endpunkt zu treffen, gelingt auch jetzt noch nicht einer ungeübten Hand. Man half sich daher radikal dadurch, dass man darauf verzichtete, den Bogen unten zu schliessen. Man begnügte sich mit einem unten offenen Zeichen, das aus zwei Spitzbogen bestand und auf das O leicht zurückgeführt werden kann (ᛟ). Es wäre schön, wenn uns die südeuropäischen Alphabete der Inschriften für solches unten offene Zeichen auch Beläge gäben. Und in der That finden sich nun in späteren griechischen Inschriften solche offene Zeichen, und zwar mit der Öffnung nach oben

*) Umgekehrt scheint mir das bekannte *Bācenis* eine gallische Lautsubstitution für das offene *â* der Germanen, da die Gallier nur enges *o* hatten, zu sein. Mithin ergiebt sich hieraus kein Datum für das Alter des germ. Wandels von idg. *ā* in *ō*.

für Omikron und mit der Öffnung nach unten für Omega.*) Den linken Bogen wird man nach demselben Grundsatz der Bequemlichkeit bald zu einer Senkrechten vereinfacht haben. Denn solche Vereinfachung eines Bogens zu einer Geraden ist wohl glaublicher und wohl leichter zuzugestehn, als umgekehrt die Auflösung einer Geraden in einen Bogen. So erhielt man denn das Zeichen ᚢ, welches blieb, solange die Runenschrift bestand. In der Tradition war es wohl unlöslich mit einem Bogen verknüpft, und man machte daher nie den Versuch, auch den rechten Bogen aufzugeben.

Vielleicht hat man anfangs *u* und *o* ebensowenig geschieden, wie z. B. die Osker. Man musste indessen bald bemerken, dass zwischen diesen beiden Vokalen doch ein grosser Unterschied bestand, und man wird sich bald nach einem neuen Zeichen haben umsehen müssen. Indessen ist ja auch die Ansicht nicht unwahrscheinlich, dass bereits von Anfang an beide Laute getrennt bezeichnet wurden. Dass nun ein rhombisches *o*-Zeichen nach einer rhombischen *ing*-Rune umgestaltet worden wäre, ist, wie wir oben sahen, eine arge Verkennung der historischen Entwicklung, würde eine Beeinflussung von Zeichen überhaupt stattgefunden haben, so würde sicher der gutturale Nasal modifiziert worden sein, ein Zeichen, über welches wir überdies noch später zu sprechen haben. Die Osker haben nun später ihr O aus dem *u*-Zeichen durch das Setzen eines Punktes zwischen die Schenkel des V entwickelt. Auch die Germanen scheinen mir ihr *o* aus dem *u*-Zeichen entwickelt zu haben. Da sie durch Punkte keine neuen Zeichen aus den alten zu gewinnen suchen, mussten sie andere Wege einschlagen, um das *o* aus dem *u* herzuleiten. Man brauchte nun bei letzterem nur die untere Öffnung zu schliessen. Das geschah, wenn man die Bogen aufs Geratewohl durchzog und über den Schnittpunkt verlängerte. Hier ergab sich aber nun bald die Schwierigkeit, dass dieses Zeichen zu sehr aus dem Rahmen der übrigen herausfiel, man wird oft genug bei den kühnen Bogenschwingungen andre Runen verletzt haben, was wohl von

*) Die unten offene Form des *o* findet sich auch häufig in Pompejanischen Wandinschriften, vgl. C. I. L. Vol. IV, tabula 1; sie scheint eine beliebte Erleichterung der *o*-Form gewesen zu sein.

vornherein auch bei dem *u*-Zeichen eine Rolle gespielt haben wird.*) Das *o*-Zeichen war eben zu ungefüge. Da nun das eckige Prinzip schon durch die Mehrzahl der Runen und in gewisser Weise wohl auch durch die Vorlage veranlasst, zur Herrschaft gekommen war, entschlug man sich mit Freuden der Bogen, da eckige Striche sich gerade für die *o*-Rune empfahlen. So kam man denn ganz aus sich selbst heraus ohne Vorlage und Muster zu einem ◇, das uns in den ältesten Runeninschriften begegnet. Ich habe wohl nicht nötig, in extenso zu zeigen, dass man zu diesem Zeichen auch direkt aus der vorliegenden *u*-Rune gelangen konnte. Mir scheint nach allem das Zeichen für *o* etwas jünger, wenn auch nicht viel jünger zu sein als die *u*-Rune.

II. Die Konsonanten.

1. Die Mediä und Tenues.

Die ursprünglichen Zeichen für dieselben waren, wie Wimmer unzweifelhaft erwiesen hat:

k <
p (ᛒ)
t ↑
ʒ ×
ƀ ᛒ
đ ⋈.

Zur Rune für *p* muss ich bemerken, dass sich kein Zeichen für dieselbe auf ein lateinisches oder griechisches *p*-Zeichen ohne Gewaltsamkeit zurückführen lässt. Es gehn nicht einmal alle Runenzeichen auf ein Grundzeichen des *p* zurück. Die Analogie aber, dass die *k*-Rune auf ein südeuropäisches *g* zurückgeht, lässt nur die Annahme zu, dass die oben in Klammern gesetzte *p*-Rune die ursprüngliche ist

*) Das scheint mir aus dem Grunde wahrscheinlich, weil man den linken Bogen der *u*-Rune zu einer Senkrechten vereinfachte, also den Bogen, der eventuell die schon geschriebenen Runenzeichen verletzen konnte, während man beim rechten ja die später zu schreibenden Runen etwas abrücken konnte.

und dass die Germanen lateinisch *b* für *p* nahmen. Das wird durch die folgenden Untersuchungen noch bestätigt werden.

Was nun beim ersten Blick auffällt, ist, dass das Germanische für seine Tenues die lateinischen Mediae nahm und für seine *ǥ*, *đ*, *ƀ* neue Zeichen entwickelte. Wimmer sieht darin die willkommene Bestätigung, dass das Germanische keine Mediae *b*, *d*, *g* hatte, sondern eben tönende Spiranten. Zunächst folgt allerdings, dass das Zeichen ᛒ mit Notwendigkeit ursprünglich *p* bedeutet haben muss, wenn die *ǥ*, *đ*, *ƀ* keine Entsprechung im Lateinischen hatten und durch neue Zeichen wiedergegeben werden mussten. Da nun *ǥ* aus *k* (*đ* aus *þ*) modifiziert wurde, muss auch ein ursprüngliches ᛒ = *p* zu *ƀ* umgestaltet worden sein. Nun sehe ich aber gar nicht die Notwendigkeit des Schlusses ein, weil die Germanen für ihre *g*, *d*, *b* nicht die lateinischen Mediae nahmen, hatten sie keine Medien. Was würde man zu einem solchen Schlusse ex silentio sagen: weil die Lateiner keine Zeichen für *g*, *j* und *w* bildeten, respektive aus dem Griechischen nicht herübernahmen, hatten sie diese Laute nicht?*) Nun spricht aber gerade die Art der Herstellung der Mediaezeichen meines Erachtens gegen die Annahme, das Urgermanische hätte idg. *gh*, *bh*, *dh* zu *ǥ*, *ƀ*, *đ* gewandelt. Denn wir müssen uns doch erstaunt fragen, warum bildete man die stimmhaften Spiranten *ǥ*, *ƀ* aus den Zeichen für die stimmlosen Verschlusslaute und nicht vielmehr aus den stimmlosen Spiranten *χ*, *f*, mit denen sie doch nach den Gesetzen des grammatischen Wechsels stetig alternierten? Der „Erfinder" hörte also den Unterschied zwischen germ. *ǥ* und lat. *g*, germ. *ƀ* und lat. *b*, stellte aber einen Zusammenhang her zwischen *ǥ* und *k*, *ƀ* und *p*. Nur bei *đ* hat er auf das *þ*-Zeichen zurückgegriffen. Ich stimme daher Henning durchaus bei, wenn er die stimmhaften Spiranten für das Urgermanische in Abrede stellt. *g*, *d*, *b* waren tönende Verschlusslaute, wie im Slavischen und Keltischen aus den idg. Aspiranten entstanden; in den einzelnen germanischen Dialekten sind sie später ihre eigenen Wege gegangen. Teils blieben sie Mutae (im Hochdeutschen;

*) Ob man den Etruskern die Medien wirklich aus dem Grunde absprechen muss, weil sie keine Zeichen dafür hatten, scheint mir doch nicht so ganz sicher.

Gotischen?), teils wurden sie tönende Spiranten. Die Ansicht, dass die Germanen von vornherein ȝ, đ, ƀ hatten, lässt sich zwar als unmöglich nicht widerlegen, ist aber auch noch durch nichts bewiesen.*) Ich möchte dagegen noch anführen, dass genauere Umschreibung der Namen durch die Römer sich bemüht, die tonlosen Spiranten wiederzugeben (z. B. *Chattos, Thuringi)*, nie aber die tönenden. Die späteren Verhältnisse kommen hierbei natürlich nicht in Betracht, weil die Lateiner in der spätern Kaiserzeit auch stimmhafte Spiranten ȝ, ƀ hatten. Ist nun die von Wimmer gegebene Herleitung des *g* aus *k* und dementsprechend die wie wir sahen notwendige Herleitung des ᛒ = *b* aus ᛒ = *p* begründet, so wird damit ein neuer Beweis geliefert, dass die Wandlung der germanischen Mediae zu Spiranten eine relativ späte Erscheinung sein muss, falls sie überhaupt gemeingermanisch war, dass jedenfalls für die Zeit, als die Runenschrift ausgebildet wurde, und man neue Zeichen für *g* und *b* erfand, beide Laute noch als tönende Verschlusslaute anzusetzen sind.

Ich nehme nun an, dass die Germanen ursprünglich wie viele Völker, z. B. die Etrusker, Media und Tenuis nicht unterschieden, und zwar werden sie hierbei nicht durch die letzteren beeinflusst sein, sondern selbständig einen derartigen Lautunterschied nicht fixiert haben, und *k, g; b, p;* (*đ, ƀ*) zunächst durch je ein Zeichen ausgedrückt haben. Deutlich ist nun die *k*-Rune, das im Italischen und Griechischen auf Inschriften sich findende *g*-Zeichen und ebenso die *p*-Rune das *b*-Zeichen, das in dieser eckigen Gestalt ebenfalls häufig

*) Auch nicht durch den grammatischen Wechsel, wie ich mir auf den Einwand Holthausens im Anzeiger für deutsches Altertum 16, 368 gegen Hennings Ansicht anzumerken erlaube. Durch den grammatischen Wechsel wird nur bewiesen, dass das Germanische auch tönende Spiranten hatte, und zwar im Wechsel mit den tonlosen, die beide je nach dem Accent aus den idg. Tenues entstanden waren, nicht aber, dass die idg. *bh, dh, gh* zu tönenden Spiranten geworden waren. Wenn wir später im Gotischen *f-b, þ-d, h-g* wechseln sehn, so beweist das nicht einmal die spirantische Aussprache für die gotischen Medien, geschweige denn für die urgermanischen. Denn wir können mit demselben Rechte annehmen, dass die stimmhaften *đ, ȝ, ƀ* in der Aussprache den Medien *g, d, b* fast gleich geworden waren, wenn nicht überhaupt ganz gleich. Das scheint mir noch dadurch bewiesen zu werden, dass das Gotische den grammatischen Wechsel nicht mehr lebendig hatte.

in südeuropäischen Alphabeten nachzuweisen ist. Wie kamen nun die Germanen dazu? Die Antwort geben uns einige Lehnwörter, wie z. B. *kreks, reiks, marikreitus,* die ich in gotischer Gestalt anführe, die aber gemeingermanisch sind.*) Hier haben wir auch *k* für lat. *g*, wie man kurz sagt, durch Lautsubstitution. Natürlich ist darunter kein mechanischer Vorgang zu verstehn, weil die Germanen keine *g*, *d*, *b* hatten, setzten sie die nächstliegenden Tenues *k*, *p*, *t* dafür ein, sondern es erklärt sich dies durch phonetische Betrachtung. Die germanischen Mediae müssen weiche Laute gewesen sein, während von den lateinisch-gallischen das Gegenteil feststeht. Diese italokeltischen Mediä klangen demnach den Germanen wie Tenues, nicht wie Mediae. Das sind bekannte phonetische Dinge, über die uns jedes phonetische Lehrbuch Auskunft giebt, vgl. z. B. über stimmlose und stimmhafte Medien u. s. w. Sievers Phonetik[3] S. 65, 116, 154, 175. Im vollen Einklang hiermit steht nun der Umstand, dass man die südeuropäischen Mediaezeichen für die Tenues nahm und die Mediae durch sie ausdrückte. Da hat kein Erfinder mechanische Ableitungen geschaffen, sondern im Verkehr von Volk zu Volk hat man die Mediae durch die Tenues wiedergegeben, und als man von den südlichen Nachbarn die Schrift entlehnte, musste man auf die B (D), G verfallen, nicht auf die ganz abliegenden K, P (T).

Die Dentale sind früh ihre eigenen Wege gegangen.**) Das germanische *t* wurde durch das T des Südeuropäischen wiedergegeben, das lat.-griech. Δ wurde zur Bezeichnung der stimmlosen Spirans *þ* verwandt. Ob germ. *d* als Media durch *t* wiedergegeben wurde, oder als Spirans durch *þ*, lässt sich nicht von vornherein sagen. Diese abweichende Behandlung der Dentale hat für den, der einen Blick auf die Entwicklung in der Aussprache z. B. der griechischen φ, χ, ϑ wirft, gar nichts Wunderbares. Diese Aspiraten sind alle drei besondere

*) Dass *kreks* gemeingermanisch war, suche ich H. Z. 41, 234 nachzuweisen. Den dortigen Bedenken gegen Kossinnas Ansicht, *kreks* sei gotisches Lehnwort, füge ich noch hinzu, dass lat. *Gaius*, gotisch *Gaius* nicht *Kaius* ist, und *Agustus Agustus* nicht *Akustus*.

**) Wimmer muss auch für die Labialen eine solche Sonderentwicklung annehmen. Ich glaube diese Annahme durch meine obige Darstellung der Verhältnisse unnötig gemacht zu haben.

Wege gegangen. Zuerst wurde ϑ spirantisch, denn τ + *h* begegnet auf keiner griechischen Inschrift, π + *h*, κ + *h* dagegen lange, bis die Erfindung eigener Zeichen beweist, dass auch sie Spiranten (zunächst Affrikaten?) geworden waren.*) Die Wulfilanischen Transscriptionen beweisen deutlich, dass selbst damals φ und χ nicht gleichgeartete Spiranten waren, der Gote umschreibt φ durch *f*, χ durch *k* oder *x* (das nähere vgl. K. Z. 35, 296 ff.). Die heutigen deutschen Dialekte protestieren ja ebenfalls gegen die Auffassung, ein *g* müsse dieselbe Entwicklung nehmen wie *b* und dieses wie *d*. Aus dem jüngeren Runenalphabet des Nordens zieht nun zum Überfluss Wimmer selbst die Konsequenz, dass die Dentale andre Wege eingeschlagen haben, als die Labialen und Gutturalen. Dasselbe dürfen wir auch für das Urgermanische annehmen und das Runenalphabet bestätigt uns unsere Auffassung. Das germanische *d* war vielleicht damals schon so weich, dass es mit der stimmhaften Spirans, die im Wechsel mit der tonlosen *þ* stand, fast zusammenfiel, jedenfalls war *d* von *t* weit verschieden, das eine stimmlose Fortis war. Sie lag daher auch dem gallisch-lateinischen *t* viel näher als dem *d*. Mithin wurde das südeuropäische T zur *t*-Rune umgestaltet und blieb als solche erhalten; es spielt daher für *d* und *þ* keine Rolle.

Wenn nun, wie wir später sehen werden, das lat.-griech. *d*-Zeichen für die stimmlose Spirans *þ* genommen wurde, so scheint das seinen Grund darin zu haben, dass die germanische Media *d* die Vermittlerrolle spielte. Diese lag dem italo-keltischen *d* ebenso nahe, wie dem stimmhaften Spiranten đ (wechselnd mit *þ*), und vermittelte daher zwischen lat.-gall. đ und germ. *þ* (đ) besser als zwischen lat.-gall. *d* und germ. *t*. Daher ist es mir wahrscheinlich, dass germ. *d* stets durch die *þorn*-Rune ausgedrückt wurde, nicht durch die *t*-Rune. Ich sehe wenigstens keinen andern Grund, weshalb die Germanen zur Bezeichnung ihres *þ* das *d*-Zeichen nahmen. Das kann nur in den soeben dargelegten lautphysiologischen Erwägungen liegen. Denn sonst hätten die Germanen, namentlich bei der ebenso kunstvollen wie mechanischen Ausbildung ihres

*) Allerdings muss ich darauf hinweisen, dass möglicherweise τ + durch das phönizische Thet unnötig gemacht wurde; ϑ + *h* begegnet.

Alphabetes, wie sie Wimmer aufstellt, ein eigenes Zeichen für ihre stimmlose Dentalspirans erfunden. Gingen aber die Dentale eigene Wege, so war bei dem Verhältnis germ. *d*, *đ*, *þ* leicht möglich, das lateinische *d* für alle drei zu nehmen.*)

2. Die Spiranten.

h (*χ*) ᚺ

f ᚠ

þ *þ*.

Bei diesen Lauten war der Germane in der ärgsten Verlegenheit. Keine südeuropäische Sprache hatte ganz den seinen entsprechende Laute und bei jeder musste er sich mit Substitutionen behelfen. Am meisten hätte das Griechische entsprochen, hier war wenigstens *φ* und *ϑ* annähernd dem germanischen *f* und *þ* gleich, *χ* hatte wohl nie etwas mit dem germanischen *h* gemein. Hätte also ein griechisches von Griechen (d. h. in griechischer Aussprache) überliefertes Alphabet als Muster vorgelegen, so muss es wunder nehmen, dass wir die Zeichen *φ* und *ϑ* nicht als Runen finden. Ganz unberechtigt wäre es, die Wahl des *f* durch feinere lautphysiologische Erwägung geschehn sein zu lassen. Denn das lateinische *f* lag dem germanischen noch viel ferner, als das griechische bilabiale. Aber auf solche feineren Lautunterschiede hatte man damals gar nicht acht, als die Schrift durch volkstümliche Überlieferung zu den Germanen kam. Dass nun nicht das griechische *φ* und *ϑ* zur Runenschrift genommen wurde, beweist, dass das griechische Alphabet bei

*) Auch hier, glaube ich, stützt die Gestalt der Lehnwörter meine Ansicht. Wir sahen oben, dass das lat.-gall. *g* durch *k* wiedergegeben wird *(kreks, reiks, marikreitus)*. Für die labiale Media mangelt, so weit ich sehe, ein beweiskräftiges Beispiel, denn *andbahts* = kelt. *ambactus* hat im Germanischen eine mir im einzelnen nicht klare volksetymologische Umdeutung erfahren, und die übrigen Beispiele sind, weil vielleicht urverwandt, unsicher, vgl. jedoch *βαίτη paida*, kelt. *uball*, ahd. *apful?* Gall. *d* ist aber germ. *d*, wie uns der Flussname *Danuvius* = ahd. *Tuonouwa* zeigt, wo wieder das kelt. *ā* = germ. *ō* auf urgermanische Entlehnung weist. Die umgekehrte Substitution mussten die Lateiner bei den stimmlosen Lenes der Griechen vornehmen, sie ersetzten *κ* und *π* durch *g* und *b*, *τ* behielten sie, vgl. z. B. *κύμμι-gummi; πύξος-buxus.*

der Bildung der Runen nicht in der griechischen Aussprache das Muster abgab.

Es kann sich nur um das Lateinische und Gallische handeln, und beide Sprachen boten für die germanischen Spiranten so gut wie nichts. Das Lateinische hatte kein *þ* und keine der germanischen entsprechende Gutturalspirans, sondern nur *f*. Bei dem lateinischen *h* aber kommt noch hinzu, was Wimmer ganz unberücksichtigt gelassen hat, nämlich dass es schon zu Cäsars Zeit vollständig geschwunden war. Catull benutzte diesen Umstand, um in seinem bekannten Epigramm eine Modethorheit zu verspotten, und die Grammatiker, denen die Handschriften folgen, setzen bei den Wörtern ganz willkürlich *h* (sicher falsch z. B. in *humerus, humidus, haurio*). In Bezug auf *þ* und *h* waren also die Germanen von den Lateinern verlassen, und ich kann nicht glauben, dass die römischen Kaufleute und, wenn man will, auch Beamten, an welche beide wir zunächst nur denken können, nicht an gelehrte Einflüsse, den Germanen Zeichen für Laute gaben, die sie selbst nicht hatten.

Auch die Gallier konnten den Germanen mit ihrem Lautbestande nicht viel helfen. Auch sie hatten keine Dentalspirans. Ferner hatten sie kein *f*. Dagegen hatten sie ein *h*, das aus idg. *p* entstanden war.

Sehen wir uns nun die einzelnen Runenzeichen an.

ᚺ. Die *h*-Rune geht sicher auf ein H als Vorlage zurück, das in italischen, griechischen und gallischen Alphabeten gebräuchlich ist. Infolgedessen hindert uns nichts an der Annahme, dass der Germane für seine Gutturalspirans *χ* (*h*) das gallische *h* nahm. Das entsprach wenigstens seinem Laute annähernd, wenn wir auch eine gewisse Substitution werden voraussetzen müssen. Auffällig will mir scheinen, dass sich schon auf den ältesten Runeninschriften die *h*-Rune mit zwei oder mehreren Bindestrichen findet. Es ist ja ganz leicht anzunehmen und auch durchaus glaublich, dass dieses Zeichen spätere, sekundäre Entwicklung ist. Es kann doch aber auch uralt sein, und da scheint es mir der Erwähnung wert, dass sich im Nordetruskischen (Gallischen) dasselbe Zeichen findet. Es wäre durchaus denkbar, an doppelte Herübernahme von zwei Seiten her zu denken, falls nicht schon im Gallischen beide Zeichen promiscue gebraucht wurden.

þ. Für dieses Zeichen hatten die Germanen gar keinen Anhalt. Hier mussten sie zur Substitution greifen, da sie in ältester Zeit und gleich bei der Herübernahme nicht imstande waren, ein eigenes Zeichen für diesen Laut zu erfinden. Nun hat Wimmer über jeden Zweifel dargethan, dass die *þorn*-Rune auf ein (lateinisch-griechisch-gallisches) *d*-Zeichen zuückgeht. Zu erwägen gebe ich aber, ob denn gerade die runde Form das Muster abgegeben haben muss, wo die südeuropäischen Inschriften uns alle auch die eckige dreieckmässige Gestalt (△ ▷) als in ausgedehntem Gebrauch bezeugen. Viel schwieriger ist aber die Erklärung, warum denn die Germanen für ihre Spirans diesen fernliegenden Laut nahmen. Wimmer hat darauf keine Antwort gegeben und bei seiner Ansicht einer systematischen Ausbildung des Runenalphabets durch einen Erfinder ist unerklärlich, warum nicht ein ganz neues Zeichen erfunden oder das *þ* aus einer andern (*d*) Rune modifiziert wurde. Bei unserer Auffassung der Ausgestaltung des Alphabets erklärt sich aber die Sache ohne Schwierigkeiten. Es war nur möglich, wenn sich die Germanen zunächst damit begnügten, Media und Tenuis durch ein Zeichen wiederzugeben. Nur dadurch wurde D für einen andern Laut überhaupt frei. Ferner ist aber auch unsere obige Annahme unumgänglich, dass die Dentale im Germanischen sich nicht parallel den Labialen und Gutturalen entwickelt haben. Es war uns deshalb auch nicht wahrscheinlich gewesen, dass *d* zunächst durch *t* ausgedrückt worden sei. Gerade das germanische *d* muss im Gegenteil die Ursache gewesen sein, dass man für die stimmlose Dentalspirans das Zeichen der südeuropäischen Media nahm. Wir haben daher den folgenden Sachverhalt anzusetzen. Lat. *t* war wie das germ. t stimmlose fortis; lat. *d* wie das germ. *d* stimmhafte Lenis. Das germ. *d* lag aber ebenso dem *đ* und *þ* nahe, daher wurden alle drei zunächst durch *þ* = △ ausgedrückt.*)

*) Warum gehn aber beim *þ* die Schrägstriche nicht durch die Endpunkte des Balkens? Darin einen gewissen lautlichen Vorbehalt der Germanen sehn zu wollen, träfe wohl am Rechten vorbei. Ich sehe keinen andern Grund als den in der mangelnden Technik zu findenden. Am besten erklärt es sich bei einer Vorlage ▷. Hier wurde erst der Balken gezogen, dann in einiger Entfernung vom Mittelpunkte desselben die Schrägstriche. Dabei

ᚠ. Ebensowenig hatten die Germanen einen Anhalt für ihr bilabiales *f*, das dem bilabialen *ƀ* (im Wechsel mit *f*) und dem *w* sehr nahe lag, jedenfalls näher als *h* dem *ȝ*. Grundverschieden war es von der labiodentalen, stimmlosen Spirans des Lateinischen. Das Zeichen hätten die Germanen bei volkstümlicher Überlieferung nicht genommen, selbst wenn es ihnen vorgelegen hätte, sondern das lateinische *f* wird ihnen immer mehr als Verschlusslaut geklungen haben.*) Das Gallische konnte ihnen für ihr *f* erst recht nichts bieten. Das Runenzeichen ᚠ ist nun ohne Zweifel das Zeichen F, das im Lateinischen die stimmlose labiodentale, im Griechischen und den direkt von ihm ausser dem Lateinischen abhängigen Alphabeten die stimmhafte labiolabiale Spirans ausdrückte. Man hat nun von jeher diese *f*-Rune als Beweis dafür angeführt, dass das lateinische Alphabet und kein andres als Grundlage für die Runen gedient haben kann. Wenn unsere chronologischen Erwägungen richtig sind, so muss man sich dennoch nach einer andern Herleitung umsehn; die obigen lautphysiologischen Betrachtungen machen die Gleichsetzung von ᚠ = lat. *f* auch höchst problematisch. Nun schieden aber die Germanen anfangs nicht stimmlos und stimmhaft, nahmen aber die stimmhaften Zeichen ihrer Vorlage. Daher können wir ohne Bedenken das germanische *f* dem griechischen Digamma gleichsetzen in der Lautbedeutung *w*. Das brachten ihnen die Griechen natürlich nicht direkt, sondern die Gallier, die ihnen auch kein Zeichen für die stimmlose

---

traf man schwer die Endpunkte und glitt darunter und darüber aus, bis sich die Form *þ* festsetzte.

*) Bei dieser Gelegenheit will ich darauf hinweisen, dass auch das Griechische zuweilen, in der *κοινή*, lat. *f* durch *p* wiedergiebt (vgl. z. B. *Ῥουπῖνος* = Rufinus). Ich möchte damit auch die Lautsubstitution in got. *peikabagms* in Zusammenhang bringen, für das Much ohne Not und ohne Beweis keltische Vermittlung annimmt. Die Unsicherheit der direkten keltischen Entlehnung bei *kelikn*, *alew* und *peikabagms* ist von mir H. Z. 41, 240 und Zupitza PBB. 22, 574 f. genügend hervorgehoben worden. Es ist hier nicht der Ort, über die speziell gotischen Lehnwörter zu handeln; ich suche die Vermittlung von Osten her. *Peikabagms* war volkstümlich, *faskja* = *fascia* ist theologisch gelehrt, gegenüber dem volkstümlichen *aurali*.

Spirans *f* übermitteln konnten. Ob diese es ihrerseits aus dem Etruskischen nahmen oder aus dem Massiliotischen, lässt sich nicht entscheiden, in beiden Alphabeten war es vorhanden. Die jüngeren gallischen Inschriften haben allerdings statt ᚠ die Umschreibung *ov*, hier hilft uns wohl also am besten das Etruskische, wenn ja auch ältere gallische Inschriften das ᚠ haben konnten von massiliotischer Seite her. Wer eine Analogie dafür verlangt, dass das Germanische *f* durch ᚠ = *w* ausdrückte, sei auf das Lateinische verwiesen. Auf den ältesten Inschriften fühlte man noch das Ungewöhnliche, auf der alten Maniosinschrift finden wir z. B. *vhevhaked* = *fefaked* = *fecit*. Später war man an das Zeichen gewöhnt und gebrauchte es allein. Als die Germanen später das lateinische Alphabet kennen lernten, hatten sie nicht nötig, ihr ᚠ nach dem massgebenden ᚠ umzugestalten.*)

Der Parallelismus in der Wiedergabe der Zeichen lässt sich doch gar nicht verkennen.

k — *g* = ᚲ (griech. lat. gall. *g*).
p — *b* = ᛒ (griech. lat. gall. *b*).
þ (*đ*) — *d* = *þ* (griech. lat. gall. *d*).
f (*b̌*) — *w* = ᚠ (griech. gall. etrusk. *w*).

Überall sind die tönenden Zeichen der Vorlage genommen, um die tönenden und tonlosen Laute auszudrücken. Das war

---

*) Auch die *f*-Rune zeigt die kleine Abweichung, dass die Hasten herabgerückt sind und nach oben gelenkt. Auch hier ist es wohl fehlgegriffen, anzunehmen, dass die Germanen auf die nicht genaue Übereinstimmung zwischen ihren Lauten und denen ihrer Vorlage hindeuten wollten, wie etwa die Lateiner durch ihr *vh* (*fh*). Ich weiss nicht zu erklären, warum das ᚠ diese eigentümliche Gestalt angenommen hat. Der mögliche Zusammenfall mit der *a*-Rune ist doch nur ein unsicherer Ausweg. Ob nicht doch auf südeuropäischen Inschriften das ᚠ mit herabgerückten Hasten vorkommt? Wir müssen das ᚠ auf ein ᚠ im Lautwerte *w* zurückführen, wenn das gallische Alphabet zu Grunde liegt. Der Schluss ist aber m. E. falsch, weil ᚠ den Lautwert von lat. *f* hat, muss das Lateinische zu Grunde liegen. Das ist nicht notwendig.

natürlich nicht Zufall, sondern beruhte auf lautlichen Übereinstimmungen, respektive Differenzen.

Ich halte es also für zweifellos, dass die Germanen das aus dem Indogermanischen ererbte *w* auch zunächst durch die Rune für *f* wiedergaben. Denn wenn die Lateiner ihnen die Vorlage gaben, die *u* und *v* nicht durch die Schrift schieden, konnten die Germanen ebensowenig Ursache haben, es zu thun. Bei ihrem *j*, wo sie von allen südeuropäischen Alphabeten im Stiche gelassen waren, haben sie sicher den Weg eingeschlagen, wie die Lateiner und Gallier, *j* und *i* zunächst durch dasselbe Zeichen wiederzugeben. Wenn nun die Gallier ihnen das Alphabet gaben, so muss selbstverständlich *f* und *w* auf das Digamma zurückgehn. Entweder bezeichneten nun die Germanen *u* und *w* oder *f* und *w* zuvörderst durch ein Zeichen. Ersteres ist deshalb weniger annehmbar, weil wir oben sahen, dass das *u*-Zeichen vielleicht *u* und *o* ausdrücken musste, jedenfalls die Basis für das bald darauf erfundene *o*-Zeichen abgab. Ich entscheide mich daher für die zweite Möglichkeit, dass das *w* ursprünglich durch das *f*-Zeichen wiedergegeben wurde. Der Grund zur Trennung des *w* von dem *f* wird wohl darin liegen, dass das mit *f* alternierende *ƀ* immer mehr mit dem *b* in der Aussprache zusammenfiel.

Formell lässt sich nun die *w*-Rune sehr leicht aus dem ᚠ herleiten. Man brauchte nur die Richtung der oberen Hasta umzudrehn, um das ᚹ zu erhalten. Diese Änderung ist sicher ebenso leicht zu vollziehen, wie die bei der Herleitung aus einem ᚢ, wie Sievers will, oder gar aus dem Q, woran Wimmer denkt, die Herleitung aus dem lateinischen P hat er ja selbst wieder aufgegeben. Was gegen die Herleitung aus dem *u*-Zeichen spricht, haben wir schon gesehn. Gegen die Herleitung aus dem lateinischen Q spricht aber ein gewichtiger lautlicher Umstand, auf den der dänische Gelehrte gar nicht eingegangen ist. Das lateinische Q war stets ein *k*-Laut. Das *k* hatte nur einen labialen Nachschlag, der stets geschrieben wurde (*qu*) und zur Zeit Christi, wenn dunkle Vokale folgten, gewöhnlich geschwunden war. Q selbst war also stets ein *k* und wie hätten da die Germanen auf den Gedanken kommen sollen, einen gutturalen Ver-

schlusslaut für ihre bilabiale stimmhafte Spirans zu verwenden?*)

Die Runen für *j*. Auch für seinen *j*-Laut hatte der Germane in keiner Vorlage einen Anhalt. Betrachtet man alle erhaltenen Formen für die *j*-Rune, wie sie Wimmer S. 122 giebt, so kann man keine für die älteste ausgeben, sie kommen alle ungefähr zu gleicher Zeit vor. Ferner lassen sie sich nicht auf eine Grundform zurückführen. Wimmer sieht als ihre Vorlage das lateinische G an und zwar muss es die Gestalt des jüngern Uncial- (Handschriften-)Alphabets haben, nicht die G-Form, die auf den ältern Inschriften begegnet und sich von dem C nur durch einen kleinen Querstrich unterscheidet. Da an Handschriftenalphabeten aus kulturhistorischen und an das inschriftliche G aus formellen und chronologischen Gründen nicht zu denken ist, wird man Wimmers Herleitung von vornherein zu verwerfen haben. Es ist aber nun auch die lautliche Seite in Betracht zu ziehn. Da finden wir nun, dass das lateinische *g* stets Verschlusslaut war, erst in der Kaiserzeit stellt sich vor palatalen Vokalen (*e, i*) eine palatale, spirantische Aussprache ein, in überwiegender Mehrzahl der Fälle behielt aber g seine Geltung als gutturale Media. Und wie nun die Germanen darauf verfallen sollten, ihr *j* durch lateinisches *g* auszudrücken, während das hochentwickelte Latein *j* und *i* nicht unterschied, ist gar nicht abzusehn. Das *g* lag ihrem *j* in der Aussprache nicht in mehr Fällen nahe, als ihrem angeblichen *ʒ*. Wimmer hat sich wohl hier durch das Wulfilanische Alphabet beeinflussen lassen. Das Runenalphabet wird zunächst ebenso wie das Lateinische, Griechische und Gallische kein *j* und *i* geschieden haben, weil es für beide Laute nur ein Zeichen vorfand und auch ein Grund zur Unterscheidung nicht vorhanden war. Der trat erst wieder ein wie bei den Labialen, als die tönende Gutturalspirans *ʒ* (im Wechsel mit *h*) und die Media *g* sich lautlich näher berührten. Da nun das alte *j* diesem Spiranten lautlich ferner stand und wohl stets seinen *i*-Charakter bewahrte, musste die *i*-Rune modifiziert werden. Das hat Meyer ganz richtig hervorgehoben und auch in dem

*) Bei Wulfila liegt die Sache umgekehrt, hier hat es aber seinen guten Grund, wie wir später sehen werden.

Vorwurf der Gewaltsamkeit, den er gegen Wimmers formelle Herleitung der *j*-Rune aus dem lateinischen G macht, stimme ich ihm vollkommen bei. Wir werden schon durch lautliche Erwägung darauf geführt, dass das *j* aus der *i*-Rune selbständig von den Germanen entwickelt ist.*) Das bestätigt uns nun auch der Bestand der erhaltenen Formen. Bei allen ist das Prinzip der Umgestaltung ersichtlich. Der gerade Strich des ᛁ wurde auf irgend eine Weise durchbrochen, entweder kreuzte man ihn durch einen oder mehrere Querstriche (auf dem Themsemesser und in jüngern nordischen Alphabeten), oder man zog einen kleinen Kreis um den Mittelpunkt der senkrechten Linie, den man wieder verschiedentlich modifizierte (im Altenglischen und dem Brakteaten von Vadstena), sicher aus Rücksicht auf leichteres Zeichen oder endlich man zerlegte den einen senkrechten Strich in zwei über halblange Striche, deren Endpunkte durch einen Schrägstrich verbunden wurden (so auf der Spange von Charney und dem Stein von Istaby).

ᛗ. Die *m*-Rune ist ersichtlich aus einem der südeuropäischen M entstanden, welches in jedem uns bekannten Alphabete seine Stellung gefunden hat, also für die Frage nach der Vorlage der Runen nichts entscheidet. Für dieses eine Zeichen halte ich es nun nicht für ausgeschlossen, dass es in Rücksicht auf die *e*-Rune ᛗ umgestaltet wurde. Aber auch nur bei diesem Zeichen lag dazu ein Grund vor und nur dann, wenn den Germanen das *e*-Zeichen in schräger oder liegender Gestalt als Muster diente. Denn stand das E aufrecht oder wurde es ihnen, wie Wimmer will, in der seltenen Gestalt der beiden senkrechten Parallelen überliefert, so ist gar kein Grund zu erdenken, weshalb die Germanen nicht dieses Zeichen nahmen, und ausser der Umdrehung oder Verbindung der Parallelen nicht gleich in der Weise noch weiter modifizierten, dass es mit dem M ihrer Vorlage nicht mehr kollidierte. Dass sie an beiden Zeichen ihrer Vorlage, dem E und M, Änderungen vornahmen, wie wenigstens Wimmers Herleitung der *e*-Rune notwendigerweise verlangt, ist doch ganz unwahrscheinlich. Das liegende und schräge E sind aber inschriftliche und nicht handschriftliche Zeichen.

*) So auch schon Kirchhoff, Runenalphabet S. 8.

Nun kommt man auch vielleicht ganz ohne die Annahme aus, dass die *e*-Rune die *m*-Rune beeinflusst hätte. Betrachtet man die *m*-Zeichen, die uns auf den Inschriften in Griechenland und Italien erhalten sind, man vergleiche namentlich die *m*-Formen der Kirchhoffschen Tabelle S. 130 für die norditalischen Alphabete, so ist die Vermutung nicht sehr gewagt, dass der Grund zur Umgestaltung des ᛗ der Vorlage ein rein äusserlicher war. Er liegt in den Mittelstrichen. Beim E war es leicht, wenn es in liegender oder schräger Gestalt vorlag, durch eine kleine Brechung des oberen Horizontalstriches die wagerechte Richtung zu meiden und gleichzeitig den mittleren Querstrich anzudeuten. Beim M hingegen, wo die beiden, vielleicht sogar drei oder mehr Querstriche weit, mindestens bis zur Mitte herabragten, ergaben sich bedeutendere Schwierigkeiten. Beide Schrägstriche mussten auf der Hälfte des Weges zusammentreffen, so dass der Schnittpunkt mitten zwischen den Senkrechten lag. Das erforderte Geschicklichkeit, und man half sich dadurch, dass man darauf verzichtete, beide Schrägstriche im Schnittpunkte auch enden zu lassen. Man zog sie über diesen hinaus, so dass die Endpunkte die senkrechten Linien noch nicht berührten, ein Zeichen (ᛘ), das, wie ich aus Kirchhoff (Runenalphabet S. 7) ersehe, wirklich vorzukommen scheint. Von diesem Zeichen aus war es aber nun ein leichter und auch notwendiger Schritt, ᛗ herzustellen, indem man die Querstriche bis zu den Senkrechten durchzog. Auch hier ist also das Zeichen der Vorlage ohne jeden andern Grund umgestaltet worden, als weil es den Germanen nicht handgerecht war.

ᚾ. Die *n*-Rune soll auf ein lateinisches N zurückgehn. Freilich muss hier Wimmer wieder einen Differenzierungstrieb annehmen, wie wir oben sahen. Ein regelrechtes aus N mutatis mutandis gebildetes *n* wäre mit der *h*-Rune zu identisch geworden. Das halte ich für ganz unbegründet, ein lateinisches N verstiess gegen kein Gesetz der Runenschrift und konnte ohne jede Veränderung und Umgestaltung herübergenommen werden. Es wäre auch mit keinem H in Kollision geraten oder man hätte sicher letzteres durch Hinzufügen eines Schrägstriches geändert. Am meisten aber spricht gegen Wimmers Herleitung aus dem N des jüngeren lateinischen Uncialalphabets, dass die *n*-Rune nur einen senk-

rechten Strich hat. Ich glaube, wohl niemand wird sich mit der Art zufrieden geben, wie Wimmer den Wegfall des zweiten erklärt, und ich zweifle nicht, dass die Germanen aus einem N wenigstens ein Zeichen gemacht hätten, das aus zwei senkrechten Strichen bestand, die von einem kleinen Querstrich geschnitten wurden. Der eine senkrechte Strich des Runenzeichens führt auf eine Vorlage mit auch nur einem senkrechten Strich und beweist dadurch, dass nicht das Alphabet der Handschriften als Vorlage gedient haben kann. Wir müssen uns daher unter den *n*-Zeichen der Inschriften umsehen. Da finden wir ein südeuropäisches ᚴ, das dem Nordetruskischen und dem Griechischen gemeinsam ist, und sich auch genügend auf älteren lateinischen Inschriften findet, mithin über die Abstammung des Runenalphabets nichts lehren kann. Aus diesem überaus häufigen Zeichen lässt sich die *n*-Rune sehr gut ableiten, jedenfalls ohne grössere Gewaltsamkeit und Schwierigkeit als aus dem N. Das Germanische mied aus leicht erklärbaren Gründen der Handlichkeit und Deutlichkeit freischwebende Querstriche. Entweder zog man nun den freien Querstrich des ᚴ bis zur Senkrechten und darüber hinaus und liess später den oberen als überflüssig weg, oder man gestaltete das Zeichen der Vorlage gleich zu dem ᚾ der Rune um ohne jede Mittelstufe.

ᚱ. Die *l*-Rune muss bei Wimmers Darlegungen auf lateinisches L zurückgehn. Die Rune sollen die Germanen durch einfaches Umdrehen aus dem lateinischen Zeichen hergestellt haben. Zu einer Umdrehung fehlte aber jeder Grund, denn der von Sievers angeführte Satz, dass man nach oben sich öffnende Querstriche mied, ist, wie wir schon öfter hervorzuheben hatten, durch die vorliegenden Thatsachen widerlegt. Es fehlte aber auch an jeder Parallele, denn das germanische *u*-Zeichen ᚢ geht nicht auf ein umgedrehtes lateinisches V zurück, sondern ist, wie wir oben sahen, regelrecht aus dem O der südeuropäischen Alphabete umgestaltet. Halten wir Umschau unter den *l*-Zeichen der Inschriften, so begegnet uns die Rune ohne jede Abweichung vielfach in griechischen Alphabeten neben dem gewöhnlichen Λ, aus dem das ᚱ stammt. Die Alphabete der griechischen Kolonieen und Etrusker haben es, mithin auch die Gallier. Indessen macht man sich die Sache wohl nur unnötig schwer. Für die Alphabete der

Inschriften hat es gar nichts Bedenkliches, alle drei *l*-Formen ᚢ, ᚳ, ᚴ für ein Volk (auch die Römer) anzunehmen. Das kann ganz willkürlich von der Laune der Steinmetzen abgehangen haben.

ᚱ. Die *r*-Rune soll nach Wimmer ein sicherer Beweis sein für die lateinische Herkunft der Runen. Dagegen kann man zunächst geltend machen, dass diese *r*-Form — und zwar in ganz derselben eckigen Gestalt der Rune — auch in den griechischen Kolonieen gang und gäbe war, also gegen eine gallische Durchgangsstufe nichts einzuwenden ist. Indessen ist noch ein anderer Weg möglich und erscheint mir bei längerem Erwägen als der bessere. Die Germanen haben zunächst das gewöhnliche griechische ᚹ (vielleicht in der häufig bezeugten eckigen Gestalt) durch die Gallier, die es ihrerseits von den Massilioten oder Etruskern haben konnten, übernommen. Bei Herübernahme in runder Form mussten sie es ihren Schriftgesetzen gemäss umgestalten und erhielten ein ᚹ, ein Zeichen, das mit keinem kollidierte, da die *w*-Rune noch nicht bestand. Als sie später immer mehr dem mächtigen Einflusse der Römer ausgesetzt wurden, war es ein Leichtes, durch einen kleinen Querstrich ihr ᚹ mit dem massgebenden lateinischen R in Übereinstimmung zu bringen. Dadurch wurde zugleich ein Zeichen für *w* frei, das dringend eine besondere an ᚠ sich anschliessende Rune verlangte. Wem diese Herleitung und Erklärung zu kompliziert erscheint, der hat immer noch den Ausweg, die *r*-Rune direkt mit dem griechisch-gallischen ᚹ in Verbindung zu bringen.*) Auch über das Norditalische ist der Weg nicht unmöglich, ich will aber nicht auf eine nähere Untersuchung hier eingehn, die ausserhalb meines Planes liegt. Jedenfalls ist der Schluss, den Wimmer aus der Gestalt der *r*-Rune auf die Entstehung der Runen macht, ganz und gar nicht zwingend.

ᛜ die *ing*-Rune ᛜ. Auch bei diesem Zeichen hebt schon Meyer hervor, dass es Wimmer nicht gelungen ist, seine Entstehung einwandsfrei zu erklären. Ich stimme ihm

*) Manche der erhaltenen *r*-Runen auf den ältesten Denkmälern lassen sich übrigens ebenso leicht auf ein griechisches P zurückführen, in der Form, wie es auf Inschriften begegnet, wie auf ein lateinisches R, und scheinen hierdurch eine spätere Beeinflussung früherer *r*-Formen zu bezeugen.

in jeder Weise bei. Es soll von den Germanen selbst erfunden, und zwar aus zwei *g*-Runen zusammengesetzt sein. Wie sollten aber die Germanen darauf verfallen, für den gutturalen Nasal ein Zeichen zu erfinden, das aus zwei *g* bestand? Ganz besonders unwahrscheinlich wird das, wenn wir bedenken, dass nach Wimmer *g* eine stimmhafte Spirans *ɣ* war, oder dass die Rune < ja gar nicht *g*, sondern *k* bedeutete, mithin also ein *ɣɣ* oder gar *kk* den gutturalen Nasal *ŋ* bezeichnete. Das Lateinische gab ganz und gar kein Vorbild für die Bildung der ing-Rune durch *gg*, und wenn Wimmer meint, gerade die *ing*-Rune beweise, dass man nicht das griechische Alphabet zu Grunde legte, so erhebt sie doch noch viel lauteren Protest gegen die Herleitung der Runen aus dem jüngeren lateinischen Uncialalphabet, zumal wenn man Wimmers Ansichten von der Art der Herübernahme und Ausbildung teilt. Das Griechische bot immerhin insofern einen Anhalt, als es den gutturalen Nasal vor Guttural durch *γ* bezeichnete (*γγ*, *γκ*, *γχ*). Aber gegen die Herleitung aus diesem *γ* erheben sich doch auch Bedenken. Freilich mit Wimmers Polemik gegen die Herleitung der *ing*-Rune aus dem Griechischen kann ich mich nicht einverstanden erklären. ◇ bezeichnet in vielen Fällen *ŋ* + *g* (vgl. z. B. *ranivas*), und wenn das Zeichen auf zwei *g* zurückgeht, so würde damit natürlich auf eine griechische Vorlage gewiesen werden, wo *γγ* gutturaler Nasal + gutturalem Verschlusslaut, also auch *ŋ* + *g* war. Und von dieser Lautverbindung aus kann sich die Gestalt der *ing*-Rune auf jeden gutturalen Nasal (vor *k*, *q*) übertragen haben.*) Wimmers Hinweis auf das Alphabet des Wulfila ist nicht ganz zutreffend, denn gerade hier beweisen uns Schreibungen wie *iggkis, ugkis, þankjan, atgagggand* (vgl. Bernhardt Wulfila, Einleitung S. LI), dass man sich mit der griechischen Bezeichnung des *ŋ* doch nicht so recht verstand. Das wichtigste Bedenken gegen die Herleitung der *ing*-Rune aus *γγ* ist das, dass die Griechen gar nicht direkt in Frage kommen für die Bildung des Runenalphabets. Wie sich die Gallier dazu stellten, habe ich nicht ermitteln können, jüngere gallische Inschriften griechischen Alphabets haben

*) Da in alter Zeit < k und g ausdrückte, musste ja auch ein *ŋ* + *k* durch ◇ eventuell wiedergegeben werden.

natürlich γγ, ob es auch ältere hatten, ist nicht auszumachen. Ebenso weiss ich nicht, wie sich das Nordetruskische darin verhielt. Für den Zweck meiner Arbeit ist die Erledigung dieser Frage auch nicht von nöten. Es genügt, wenn wir folgendes feststellen können. 1. Nie konnte das Lateinische dazu den Anstoss geben, *v* durch *gg* auszudrücken. 2. Nie konnte ein Germane aus eigener Kraft darauf verfallen, *gg* oder gar ȝȝ, *kk* als zweckentsprechende Bezeichnung des gutturalen Nasals anzusehn. Ist daher die gallische Durchgangsstufe eines griechischen γγ nicht möglich, und müssen die Germanen, da an direkte Berührung mit den Griechen nicht zu denken ist, aus eigener Kraft das Zeichen erfunden haben, so bleibt nur der eine Ausweg, dass die *ing*-Rune gar nicht auf zwei < (= *k* oder *g*) zurückgeht. Das ist nun gar nicht unwahrscheinlich, denn Wimmer setzt zwar ◇ als das ursprüngliche Zeichen an, daneben kommt aber in ebenso alter Zeit auch die Rune in verschränkter Form ᛜ vor, die kann also ursprünglich sein. Dann liegt nahe, darin eine Kombination aus *n* + *g* zu sehn, zu einer Zeit, wo *k* und *g* noch durch dasselbe Zeichen ausgedrückt wurde, also aus ᚾ (ᚴ? + > (<). Denn den gutturalen Nasal durch eine solche Zusammensetzung von *n* und *g* zu bezeichnen (also zunächst auch *n* und *k*) leitete das Lateinische und vielleicht auch Gallische an, vor allem konnten aber darauf auch die Germanen von selbst verfallen. Bei ihnen muss die Verbindung zwischen den beiden Lauten eine viel engere gewesen sein, als bei ihren südlichen Nachbarn, so das man frühzeitig das Bedürfnis empfand, *v* + *g* und *v* + *k* durch ein Zeichen auszudrücken.

Die *ing*-Rune ist eine der interessantesten und wichtigsten. Mag das Zeichen aus *g* + *g* oder *n* + *g* zusammengesetzt sein, es beweist uns einmal, dass das jüngere lateinische Uncialalphabet nicht als Vorlage diente für die Runen. Vor allem aber liefert es den Beweis, dass das Runenalphabet nicht von einem mit einem Male systematisch hergestellt wurde. Denn ihre Bildung war nur zu einer Zeit möglich, als man für *g* noch kein besonderes Zeichen hatte, sondern dieses noch durch das *k*-Zeichen < wiedergegeben wurde. Drittens stützt sie wohl noch nebenbei unsere Behauptung,

dass *g* zur Zeit seiner Bildung noch reiner Verschlusslaut war und zwar überall, nicht nur nach *n*. Am meisten gilt das, wenn das *ing*-Zeichen aus zwei *g* besteht.

. Die *s*-Rune entscheidet und sagt uns über ihre Vorlage nichts. Betrachten wir die Inschriften, so finden wir die Form des S in lateinischen, etruskischen und griechischen Alphabeten, und wieder mache ich darauf aufmerksam, dass die Bogen schon in diesen Alphabeten häufig durch Winkel aufgelöst sind, die Germanen also die eckige Gestalt schon vorgefunden haben können. Etruskischen oder griechischen Ursprungs kann die *s*-Rune natürlich nur durch das Medium der Gallier sein.

Über das tönende *z* und seine Bezeichnung ist später zu sprechen, da es dem „Uralphabet“ noch nicht angehörte.

. Ob das überhaupt ein ursprüngliches Zeichen war, um einen gesprochenen Laut wiederzugeben, ist noch nicht über jeden Zweifel sicher, ebensowenig ist die Frage entschieden, welchen Laut es dann eigentlich wiedergeben kann und soll. Wimmer macht gegen die Ansicht, dass es das lange *i* bezeichnen soll, den Einwand, der Erfinder des Runenalphabets, der die *ē*, *ō*, *ū* von ihren Kürzen nicht schied, hätte doch auch keinen Grund gehabt, das *ī* zu bezeichnen. Das ist aber nicht ganz stichhaltig. Denn auch der gute Phonetiker Wulfila unterschied keine *ā*, *ū* von *ă*, *ŭ*, nicht einmal monophthonges *aí*, *aú* von den Diphthongen *ái*, *áu*, um von den verwickelten Verhältnissen zwischen *ē*, *ă̄*, *ā̆* und *ō*, *ŏ̄*, *ō̆* ganz abzusehn, und doch finden wir bei ihm zwei Zeichen für den *i*-Laut. Er trennt kurzes und langes *i* durch *i* und *ei*. Dafür bot ihm das Griechische keine Vorlage, vgl. K. Z. 35, 302 f.

Henning vermutet in dem Zeichen einen *e*-Laut von eigener Qualität. Das scheint mir wenig glaublich, und ich halte an der Ansicht fest, dass in ihm ein langes *ī* von eigenartiger Färbung zu sehn ist. Wulfila wollte ja jedenfalls auch einen qualitativen Unterschied fixieren durch sein *ei*. Darauf, dass ein *i*-Laut durch wiedergegeben werden soll, wird man dadurch geführt, dass es offenbar eine Umgestaltung aus der *i*-Rune ist. Die Geltung *i* hat sie nun in der That

im Angelsächsischen. Holthausen (AfdA. 16, 373) meint, das sei sekundär, es erkläre sich der Gebrauch als *i* aus dem Namen ags. *íh*, weil jede Rune den Laut auszudrücken pflegte, mit dem ihr Name begann. Ursprünglich aber habe die Rune *lv* bedeutet, wie Sievers vorschlägt. Vielleicht lassen sich nun beide Ansichten vereinigen. ᛇ wird in alter Zeit sowohl *ī* wie *lv* bezeichnet haben. Der Grund liegt in dem Namen. Für das Wort ‚Eibe' (ahd. *īwa*, *iha*, ags. *eoh*, *ih*) ist die Grundform und das Verhältnis zu den verwandten Sprachen noch nicht ganz ermittelt. Gegen die von Kluge (Wörterbuch) aufgestellte Grundform got. *eilva*, urgerm. *īlva* wird sich nichts einwenden lassen. Fasste man nun ein *ilva* wie *ing* auf, so erhielt man für ᛇ die Bedeutung *lv*, fasste man es nach der Art der andern Runennamen, so kam man auf ein *ī*. Zwischen beiden Lauten kann das Zeichen geschwankt haben, als *lv* ist es noch auf keiner Inschrift zu belegen.*)

III. Die Ausgestaltung des Grundalphabets.

Das Grundalphabet, mit dem sich die Germanen zunächst behelfen mussten, bestand aus 16 Zeichen. Die Zahl wird zufällig mit der Zahl der Zeichen in den jüngeren nordischen Alphabeten übereinstimmen, obgleich sich doch ganz bedeutende Übereinstimmungen finden und schliesslich eine doppelte Herübernahme des Runenalphabets ins Nordische doch auch kein Ding der Unmöglichkeit ist. Ich will diese Frage hier nicht zur Entscheidung bringen, stelle aber das Alphabet der jüngeren nordischen Inschriften daneben.

1.	ᚠ	*f*, *ƀ*, *w*.	ᚠ	*f*, *w*, *ƀ* (*fé*).
2.	ᚢ	*ū*, *ō*.	ᚢ	*u* (*úr*).
3.	ᚦ	*þ* (*đ*), *d*.	ᚦ	*þ*, *đ* (*þurs*, *þorn*).
4.	ᚨ	*ą*.	ᚨ	*ó* (*óss*).

*) Als eine Vermutung will ich hier anführen, dass die Rune der letzte Rest des *ei*-Diphthongs sein kann, der als i^e sich nur noch wenig von dem reinen *ī* geschieden hat. Daher kann uns dieser Laut wenig in Bedeutung *ei* (i^e) begegnen, denn auch den Goten war die Unterscheidung zwischen ihrem *ī* (*ei*) und dem griechischen *ī* (*i*) nicht leicht. Der Name der Rune würde unsere Auffassung eher stützen als hindern, denn auch eine idg. Grundform *aikya* ist nicht unmöglich.

5. ᚹ ᚱ	*r*.	ᚱ	*r* (*reiđ*).
6. ᚲ	*k*, *g*.	ᚴ	*k*, *g* (*kaun*.)
7. ᚺ	*χ* (*ȝ*).	ᚺ	*h* (*hagall*).
8. ᚾ	*n*.	ᚾ	*n* (*nauđ*).
9. ᛁ	*ĭ* (*ī*?), *j*.	ᛁ	*ĭ*, *ī* (*íss*).
10. ᛇ	*ei* (? *ī*?).		
11. ᛊ	*s*, *z*.	ᛊ	*s* (*sol*).
12. ᛏ	*t*.	ᛏ	*t* (*tyr*).
13. ᛒ	*p*, *b*.	ᛒ	*p*, *b* (*bjarkan*).
14. ᛖ	*ĕ*, *ē*.		
15. ᛗ	*m*.	ᛘ, ᛉ	*m* (*mađr*).
15. ᛚ	*l*.	ᛚ	*l* (*logr*).
		ᛉ	*R* (*ýr*).*)

Die nächste Ausgestaltung war wohl die Einführung der Zeichen von *o* und *ŋ*.

17. ᛟ *o*.

18. ᛜ *ŋ*.

Bei fortschreitender Entwicklung und Ausbreitung des Runenalphabets erforderten aber nun die Mediae *b*, *d*, *g* eine genauere Bezeichnung, und man musste für sie neue Runen erfinden. Denn eine Vorlage hatte man für sie nicht, andrerseits war man schon so weit, aus den gegebenen Zeichen durch Modifizierung und Zusammensetzung neue zu erlangen. Da hier sich eine gut überlegte und systematische Ausgestaltung zeigt, dürfen wir wohl einen Erfinder dieser Zeichen annehmen. In jedem Volke sind ja solche einzelne Männer aufgetreten, die das vom Volke herübergenommene Alphabet modifizierten und ergänzten. Zu bestreiten ist nur, dass ein Mann ohne litterarisches Interesse seinen Stammesgenossen gleich ein systematisch ausgebildetes Alphabet giebt.

*) Sehen wir von den durch den nordischen Lautbestand bedingten Lautänderungen ab, so brauchen wir fast keine Beeinflussung des 24buchstabigen Alphabets anzunehmen, um das jüngere nordische Alphabet mit dem von uns ermittelten urgermanischen „Grundalphabet“ in Einklang zu bringen.

Wir haben nun oben gesehn, dass es unbegreiflich wäre, wenn *b*, *d*, *g* von jeher stimmhafte Spiranten waren, die mit den tonlosen *f*, *þ*, *χ* korrespondierten, dass man in diesem Falle die Zeichen für sie nicht durch Modifikation der Runen für diese stimmlosen Spiranten gewann. Es ist vielmehr folgende Entwicklung anzunehmen. Solange und wo die *ƀ*, *đ*, *ǥ*, die nach dem Vernerschen Gesetz mit *f*, *þ*, *h* alternierten, ihren rein spirantischen Charakter bewahrten, wurden sie von den stimmlosen *f*, *þ*, *h* nicht geschieden, sondern durch diese ausgedrückt. Später kamen sie in der Aussprache den Medien *b*, *d*, *g* immer näher und mussten daher durch diese ausgedrückt werden, wobei volle Identität in der Aussprache weder erforderlich noch erweislich ist. Umgekehrt wurden in einigen Dialekten die Mediae spirantisch zu *ƀ*, *đ*, *ǥ* und fielen mit jenen urgermanischen tönenden Spiranten zusammen, und hier wurden beide Lautgruppen einheitlich durch *ƀ*, *đ*, *ǥ* wiedergegeben. Für das Urgermanische haben wir noch reine Mediae *b*, (*d*), *g* anzusetzen. Denn die Entwicklung der *g* und *b* und auch der *ing*-Rune war nur zu einer Zeit möglich, wo *b* und *g* Verschlusslaute waren.

Um nun die (*b*), *d*, *g* zu bezeichnen, verfiel man, wie Wimmer unzweifelhaft nachgewiesen hat, darauf, die Zeichen für die stimmlosen Laute zu verdoppeln. Ich gebe aber zu bedenken, dass dies nur geschehen konnte, wenn letztere schon lange in Gebrauch waren, wenigstens bedeutend länger als die tönenden. Wurden alle Zeichen zu gleicher Zeit ausgebildet, so wäre es doch eine merkwürdige Idee seitens des Runenerfinders gewesen, die tönenden Laute durch Modifikation der tonlosen herzustellen und nicht vielmehr die Zeichen der Vorlage zu nehmen, oder so weit diese nicht vorhanden waren, eigene Schriftzeichen zu erfinden, wogegen man doch, wie die *ing*- und *ih*-Rune zeigt, gar keine Scheu hatte. Ich leitete also gerade aus dem Umstande, dass die Mediaezeichen aus denen für die Tenues gebildet wurden, einen schlagenden Beweis gegen die Annahme her, dass die Runen mit einem Male ausgestaltet wurden und von einem einzigen erfunden worden sind.

1. < *k* blieb in seiner Funktion als *k* erhalten. Um *g* zu erlangen, wurde das Zeichen doppelt gesetzt. Entweder nebeneinander oder übereinander ᚷ (ᛪ), jedenfalls mit

gegeneinander gekehrter Spitze. Aus beiden Zeichen konnte man leicht zu der Rune ᚷ gelangen. Dass man die Spitzen gegeneinander kehrte, hatte wohl seinen Grund darin, dass die *ing*-Rune schon ausgebildet war und die Gestalt hatte, man mithin einfache Gegensetzung der zweiten *k*-Rune gegen die erste für *g* nicht gebrauchen konnte. Ich mache darauf aufmerksam, dass das griechische Χ eventuell eine Vorlage abgeben konnte. Das war aber nur möglich, wenn es den Germanen über Massilia, einer ionischen Kolonie zukam. Das hat nun aber wenig Wahrscheinlichkeit für sich, da ja die Gallier den griechischen *χ*-Laut in ihrem Lautbestande gar nicht verwenden konnten. Nie aber konnte das lateinische oder etruskische Zeichen als Vorlage dienen. Denn das hatte in Italien den Lautwert *ks*, den es in allen chalcidischen Alphabeten und ihren Abkömmlingen hatte. Die Germanen müssen daher von selbst auf die Doppelsetzung verfallen sein, ohne irgendwo eine Vorlage für ihr ᚷ gehabt zu haben.*)

2. ᛞ. Das *d* war vielleicht von jeher fast spirantisch gewesen, oder hatte wenigstens mit der Tenuis *t* in der Aussprache nichts gemein, sondern lag den stimmlosen und stimmhaften Spiranten *þ*, *đ* nahe. Daher musste das *þorn*-Zeichen doppelt gesetzt werden, indem man durch die Umgestaltung bei *g* veranlasst, das zweite gegen das erste kehrte, also zunächst *þƍ*. Daraus entwickelte sich später das gewöhnliche ᛞ. Rätselhaft bleibt hierbei nur, warum man die alte Form nicht beibehielt. Weder genügt es zu sagen, der Vereinfachungstrieb habe die Gestalt der *d*-Rune zustande gebracht, noch darf man an eine Umgestaltung wegen möglichen Zusammenfalls mit der *m*-Rune ᛗ denken.

3. ᚹ blieb wohl am längsten in der Bedeutung für Media und Tenuis erhalten und bezeichnete *p* und *b*. Der erstere Laut kam aber äusserst selten vor. Ein Vergleich mit dem Alphabet ihrer südlichen Nachbarn, jetzt wohl der Römer, musste die Germanen bald belehren, dass der *p*-Laut durch ᚹ

*) Die Gegensetzung der Zeichen kann übrigens noch einen andern guten Grund haben. Durch sie sollte die Einheit des Zeichens ausgedrückt werden, denn ein < < *p p* konnte ja zu Missdeutungen Anlass geben.

recht unzweckmässig wiedergegeben war. Durch die viel häufigere Anwendung des ᛒ als *b* und vielleicht schon an manchen Orten als *b̆* im Wechsel mit *f*, musste sich allmählich die Ansicht herausbilden, dass ᛒ von Rechts wegen den *b*-Laut wiederzugeben hatte. Da hierin das lateinische Alphabet Vorschub leistete, sah man sich also nach einem neuen Zeichen für das nur gelegentlich vorkommende *p* um. Es lehren nun die Runenformen der erhaltenen Inschriften, dass man auf die abenteuerlichsten Ideen kam und betrachtet man die Formen, wie sie Wimmer auf Seite 116 ff. giebt, so sieht man, dass Zeichen ins Blaue hinein erfunden worden sind, so weit man nicht das alte *p*-Zeichen ᛒ beibehalten hat. Alle *p*-Runen auf eine Urform zurückzuführen, halte ich für ein Ding der Unmöglichkeit. Die Erfindung einer eigenen *p*-Rune fällt eben so spät, dass sich kein einheitliches neues altgermanisches Zeichen mehr ausbilden konnte.

Sodann mussten nun die Spiranten *w* und *j* besonders bezeichnet werden. Die *b̆* und *g̈* des grammatischen Wechsels unterschieden sich immer deutlicher von ihren stimmlosen Genossen und neigten der Aussprache der Medien zu. Der Lautbestand des Altgermanischen bot hierin eine verwirrende Mannigfaltigkeit, und bei seinen *b*, *b̆*, *f-w*; *g*, *g̈*, *h-j* mussten dringend Erleichterungen geschaffen werden, sollte die Undeutlichkeit nicht zu gross werden. Da *b*, *b̆*, *f*, *g*, *g̈*, *h* in der Aussprache und vor allem in der lebendigen Flexion eine engere Einheit bildeten, musste man die *w* und *j* abtrennen und ihnen eine neue Bezeichnung geben. Beides waren aber nicht in gleicher Weise Spiranten, wie wir sahen, das *j* lag dem *i* viel näher, als das *w* dem *u*. Daher zeigt sich auch in der Bildung der Runen ein Unterschied.

ᚹ. Die *w*-Rune wollte Wimmer auf das lateinische Q zurückführen. Dagegen sprach aber, ganz abgesehn von der formellen Schwierigkeit, der gewichtige lautliche Umstand, dass Q stets ein *k*-Laut war, dessen labialer Nachschlag, so weit er sich erhielt, stets besonders bezeichnet wurde durch *u*. Auch gegen die Herleitung aus der *u*-Rune ᚢ sprachen viele Bedenken, nicht zum letzten lautliche. Das Zeichen ᚹ geht auf die *f*-Rune ᚠ zurück.

Die *j*-Rune haben wir in ausführlicher Darlegung oben aus der *i*-Rune ᛁ herzuleiten gesucht, nachdem sich die Unmöglichkeit ergeben hatte, von allgemeinen Bedenken abgesehn, in formeller wie lautlicher Hinsicht die vielen Zeichen der *j*-Rune auf ein lateinisches *g* zurückzuführen.

ᛉ. Zuletzt wird man das tönende *z* zu bezeichnen Ursache gehabt haben, und es kann hier ein gewisser Schematismus und Parallelismus mitgespielt haben. Das angeführte Zeichen mit Wimmer aus dem lateinischen Z herleiten zu wollen, scheint mir formell ziemlich bedenklich, jedenfalls kann es ebenso gut auf die germanische *s*-Rune zurückgeführt werden. Gegen die Herleitung aus lateinischem Z spricht aber wiederum ein lautliches Bedenken. Das Zeichen war wenig in der lateinischen Sprache in Gebrauch und konnte nur in Fremdwörtern figurieren. Hier und sonst stets hatte es den Lautwert *ts*. Die Deutschen bezeichneten damit später ihre Dentalaffrikata, weil traditionelle, d. h. von den Grammatikern vorgeschriebene Aussprache dem Zeichen diesen Lautwert gab. Da es in der lebendigen Sprache des Lateinischen nicht vorkam und in den wenigen eingebürgerten Fremdwörtern sicher nicht die Aussprache tönend *z* hatte, konnten es die Germanen auch nicht für ihr tönendes *z* in Anwendung bringen. Wulfila, der aus der lebendigen Sprache des Griechischen schöpfte, konnte natürlich das griechische ζ für sein tönendes *z* nehmen, nicht aber die Germanen für ihr Runenalphabet, denn, ich wiederhole es, in der volkstümlichen lateinischen Sprache kam es nicht vor und in der gelehrten Tradition hatte es den Lautwert *ts*. Da die Germanen bei den Runen tönend und tonlos zunächst nicht schieden, später aber die Runen der tönenden Laute aus denen der tonlosen entwickelten, ist es ganz wahrscheinlich, dass ᛉ aus der *s*-Rune ᛊ herzuleiten ist. Möglich wäre auch, dass es ein ganz frei erfundenes Zeichen ist.

Damit bin ich zu Ende. Ich hoffe, es ist mir gelungen, nachzuweisen, dass das Runenalphabet uns noch selbst über seine ursprüngliche unvollkommene Gestalt und über seine allmähliche Entwicklung und Ausgestaltung Kunde giebt. Der Gang der Entwicklung wäre also folgender.

1. Die Germanen nehmen von ihren Nachbarn wohl noch vor Christi Geburt die Schrift an und begnügen sich zunächst mit 16 Zeichen. Ihre Nachbarn waren aber damals die Gallier.

2. Aus dem *u*-Zeichen wird für das *o* ein neues geschaffen und ebenso wird das *v* einheitlich durch eine Ligatur von *gg* (*ng*?) gebildet. Vielleicht hatten sie für letzteres eine fremde Vorlage.

3. Die Medien *d*, *g*, *b* werden besonders bezeichnet. Man bildet ihre Zeichen durch Doppelsetzung der tonlosen Zeichen. Für diese Doppelsetzung hatte man keine Vorlage. Die Reihenfolge der Entwicklung war wohl *d*, *g*-*b*.

Die tönenden Spiranten *w* und *j* werden besonders bezeichnet. Ob dies früher oder gleichzeitig oder später als Punkt 3 geschah, kann wohl nicht entschieden werden.

5. Vielleicht einem gewissen Schematismus zu Liebe wird die *z*-Rune — wahrscheinlich aus der *s*-Rune — gebildet.

Ehe alle diese Punkte vollendet waren, können und müssen Jahrhunderte vergangen sein. Die vollständige Ausbildung der Runenschrift ist aber in der Zeit unserer ältesten Inschriften, also im 3. und 4. Jahrhundert, im wesentlichen abgeschlossen. Mithin muss die Entstehung der Runen in den Beginn der christlichen Zeitrechnung oder noch früher fallen. Und für diese Zeit kommen aus kulturhistorischen Rücksichten nur die Gallier in Betracht. Darauf stützt sich unser Punkt 1.

Ich hebe nochmals hervor, dass uns das Runenalphabet über seine direkte Vorlage nichts sagt und ich bin darauf gefasst, dass man im einzelnen gegen meine Herleitungen aus den griechischen Buchstaben auch seine Bedenken haben wird. Ganz ohne Rest wird die Rechnung wohl nie sein. Eine neue Richtung, deren Hauptvertreter Bugge ist, sucht die direkte Vorlage der Runen in dem nordetruskischen, oder einem ausserlatinischen, italischen Alphabet, jedenfalls doch auch durch die Zwischenstufe der Gallier. Ich habe daher überall eine nähere Untersuchung in dieser Hinsicht gemieden und zwar um so lieber, da mir nicht darum zu thun war, die direkte Vorlage der Runen auf jeden Fall zu finden, sondern nur darum, darzulegen, dass Wimmers Datierung der Runenschrift und seine Ansicht von ihrer Ausbildung und ihrer Herleitung aus dem jüngern lateinischen Uncialalphabet den Thatsachen gegenüber nicht Stich hält.

7. Gewissermassen als Probe auf das Exempel kann die eigentümliche Anordnung und die Benennung der Runen dienen.

Die Anordnung hat von jeher Verwunderung erregt und in betreff des Grundes hierfür tappen wir noch völlig im Dunkeln. Sie erhebt aber lauten Protest gegen einen „Erfinder", gegen eine einmalige systematische Ausgestaltung nach einer südeuropäischen Vorlage. Wimmer sagt zwar, ehe die eigentümliche Anordnung seine Darlegungen über die Herleitung der Runen erschüttern könnte, müsste ein Alphabet nachgewiesen werden, das dieselbe Anordnung aufweise. Das ist ein unbilliges Verlangen. Ich mache darauf aufmerksam, dass sich die Reihenfolge der Buchstaben in den südeuropäischen Alphabeten gegenüber ihrer direkten Vorlage dann durchbrochen findet, wenn Zeichen in anderem Lautwert herübergenommen werden oder ganz neue Zeichen erfunden werden. Das kann uns auch für die Runen etwas auf die Spur helfen. Müllenhoffs Ansicht, dass der „Erfinder" das Alphabet nicht aus Abecedarien, sondern aus zusammenhängenden Handschriften kennen lernte, halte ich in jeder Hinsicht für verfehlt. Einmal würde sich der Erfinder dann die Sache doch nicht so schwer gemacht haben und die Buchstaben mühsam herausgesucht und — natürlich ganz zufällig — in der vorliegenden Anordnung zusammengestellt haben, sondern er würde seinen „Lehrer" gefragt haben, der ihm die Handschriften interpretierte. War er ein weiser, des Lateinischen vollauf kundiger Mann, so musste er selbstverständlich auch die Reihenfolge des lateinischen Alphabets kennen. Nun ist aber die Ansicht ganz zu verwerfen, dass die Germanen bei der Erfindung der Runen mit Handschriften, also gelehrten Einflüssen zu thun hatten. Hätte man die Schrift aus solchen Handschriften kennen gelernt, so hätte man auch von vornherein auf die Holztäfelchen Verzicht geleistet und die Runen nie geritzt, sondern stets gemalt. Die Schrift lernten die Germanen von ihren Nachbarn durch Inschriften auf Gerätschaften und dergleichen kennen und aus mündlicher Überlieferung, d. h. aus gesprochenen und aufgeschriebenen Wörtern, wie jedes andre Volk, und wir haben daher stets die Epigraphik und nicht die Paläographie befragt. Und auch so wäre ein „Erfinder" klug genug gewesen, sich die Reihenfolge der Buchstaben hersagen zu lassen. Ganz anders ist die

Sache, wenn die Zeichen nicht mit einem Male systematisch herübergenommen, sondern allmählich ausgestaltet wurden. Dann können sie auch später von den Germanen selbständig zusammengestellt worden sein, nachdem mehrere neue Zeichen erfunden worden waren. Der Grund der eigentümlichen Anordnung bleibt allerdings dennoch dunkel. Meyer hat darauf aufmerksam gemacht, dass die Umgestaltung der *f*-Rune nach der *a*-Rune nur möglich war, wenn *a* zuerst gebildet wurde, das Runenalphabet also ursprünglich die gewöhnliche Anordnung des lateinischen hatte. Das wäre sehr schön, nur vermag ich nicht eine Modifizierung der *f*-Rune nach der *a*-Rune zu finden und kann deshalb Meyer nicht folgen. Es bleibt aber selbst dann noch der Grund für die thatsächlich vorliegende Anordnung zu finden und ich meine: ignoramus, ignorabimus. Ob sie mit religiösen Anschauungen, mit dem Runenzauber in Zusammenhang zu bringen ist, lässt sich weder beweisen noch widerlegen. Jedenfalls ist dann die Anordnung eine ziemlich späte. Darauf weist auch hin, dass die Reihenfolge der Buchstaben nicht eine ganz streng eingehaltene ist. Es finden sich namentlich bei den letzten zehn grössere Umstellungen in den erhaltenen Alphabeten, die ich doch nicht als so ganz irrelevant beiseite schieben möchte. Ist daher die Runenfolge jung, so könnte man eine Zahlordnung und Zählmethode in der Anordnung sehn. Indessen will ich diese Vermutungen hier nicht weiter ausspinnen, da ja doch kein thatsächlicher Beweis dafür zu führen ist.

Gegen den Erfinder sprechen auch die Benennungen. Auch sie beweisen die allmähliche Entwicklung des Runenalphabets. Denn wenn ein Erfinder das Alphabet herübernahm, hätte er auch die bei seinen Lehrern üblichen Benennungen sich angeeignet. Und dürften wir ihm selbst diese geniale Idee zutraun, dass er das Behalten der Runenzeichen durch sogenannte voces memoriales erleichtern wollte, dann müssten wir doch wenigstens einheitliche Benennungen finden. Das ist aber ganz und gar nicht der Fall, sie schwanken ganz bedeutend. Das Material dazu ist ja nicht allzu bedeutend, es liegen uns die Namen der jüngeren nordischen Alphabete, die angelsächsischen Namen und die Benennungen der Salzburger Handschrift, die sogenannten gotischen Runennamen vor. Ich habe nicht die Absicht, hier eine Erklärung und

Besprechung der einzelnen Runennamen zu geben; ich halte sie im wesentlichen für abgeschlossen und hätte auch wenig oder gar nichts zur Erklärung beizutragen. Die angeblichen gotischen Runennamen halte ich für so heillos verderbt überliefert, dass sie jeder genauern Interpretation spotten. Ich konstatiere hier nur die Thatsache, dass die Benennungen schwanken. Daraus ziehe ich den Schluss, dass die Namen nicht gleich von Anfang an den Runen gegeben sind, weil wir sonst eine grössere Festigkeit erwarten müssten. Das Schwanken zeigt sich namentlich auch bei den Runen, die nach unserer Entwicklung später entstanden sind (z. B. die *w*-Rune, *z*-Rune, *b*, *p*-Rune, *d*, *þ*-Rune u. a. Vgl. die Tabelle bei Sievers).

Die Benennung ist also eine späte, nicht gleich bei der Entstehung und wohl auch nicht gleichzeitig vorgenommene.*) Mithin fällt jeder Grund für die Behauptung, dass die Runen zunächst und hauptsächlich Zauberzwecken dienten. Sie waren Eigentumsmarken, dienten später auch bei Zaubereien und kamen zuletzt auch zu litterarischen Zwecken in Gebrauch. Hier wurde ihnen aber auf dem Festlande bald durch das lateinische Handschriften-Alphabet, durch die theologisch-gelehrten Einflüsse, der Garaus gemacht. Nur im Norden, auf den Inseln, konnten sie zu festwurzelnder Anwendung gelangen.

---

*) Jedenfalls haben sie ihren Ursprung als sogenannte voces memoriales, es sind ja nicht alle Runennamen auf Zauber u. dgl. bezüglich. Von befreundeter Seite werde ich darauf aufmerksam gemacht, dass das slavische Alphabet eine merkwürdige Parallele bietet. Hier haben auch die Buchstaben eigene Namen erhalten, schnurrigerweise sogar Verbalformen.

Das Alphabet des Wulfila.

1. Wulfila und die Runen.

Das gotische Alphabet ist von Wulfila geschaffen worden. Welcher Art seine Thätigkeit hierbei war, darüber orientieren uns schon die Nachrichten der alten Kirchenhistoriker. Für die vorliegende Sache kommen als die hauptsächlichsten die folgenden in Betracht (vgl. auch Waitz über Leben und Lehre des Ulfilas S. 51, Anm. 3):

1. Philostorgius im Auszuge des Photius:
γραμμάτων αὐτοῖς οἰκείων εὑρετὴς καταστάς.

2. Socrates historia ecclesiastica (ed. Hussey) IV, 33:
τότε δὲ καὶ Οὐλφίλας ὁ τῶν Γότθων ἐπίσκοπος γράμματα ἐφεῦρε Γοτθικὰ καὶ τὰς θείας γραφὰς εἰς τὴν Γότθων μεταβαλὼν τοὺς βαρβάρους μανθάνειν τὰ λόγια παρεσκεύασεν.

3. Sozomenus historia ecclesiastica (ed. Hussey) VI, 36:
Πρῶτος δὲ γραμμάτων εὑρετὴς αὐτοῖς ἐγένετο καὶ εἰς τὴν οἰκείαν φωνὴν μετέφρασε τὰς ἱερὰς βιβλίους.

4. Acta S. Nicetae (A. Sanctorum vom September V, 41):
οὗτος ἀνήρ, (Οὐρφίλας) λόγιός τε καὶ νουνεχὴς ὢν τύπους γραμμάτων καὶ ἀπηχήσεις αὐτῶν τῇ γοτθικῇ συμβαίνοντας ἐξεῦρε φωνῇ.

Dazu kommen nun die lateinischen Quellen, die freilich sekundär, in dieser Beziehung nämlich als Übersetzungen der griechischen aber wichtig sind:

5. Cassiodor (h. t. VIII, 13): Tunc etiam Vulphilas Gothorum episcopus litteras gothicas adinvenit et scripturas divinas in eam convertit linguam (es ist Übersetzung der Sokratesstelle Nr. 2).

6. Jordanis Getica Cap. 51: (Ulfilas) qui eis dicitur et litteras instituisse.

7. Isidor chron. Got.: Tunc Gulphilas eorum episcopus gothicas litteras adinvenit (eine andere Recension hat condidit).

Wenn wir diese Stellen unbefangen betrachten und den Wortlaut genau interpretieren, so bemerken wir, dass über die Thätigkeit, die Wulfila bei der Herstellung seines Alphabets entfaltete, zwei im Grunde ganz verschiedene Nachrichten im Umlaufe waren.

Die eine (vgl. Nr. 1, 3, 6) sagte ganz allgemein, dass Wulfila die Schrift bei den Goten eingeführt hat. Man hat von jeher an dem Ausdruck εὑρετής Anstoss genommen und noch Wimmer lehrt, der Ausdruck sei cum grano salis zu verstehn, denn Wulfila habe ja doch sein Alphabet nicht eigentlich erfunden, sondern aus anderen zusammengestellt. Mir scheint indessen, dass wir das griechische Wort durch „Erfinder" nicht richtig übersetzen, dass wir mehr hineinlegen, als die Kirchenhistoriker haben sagen wollen. Die Bedeutung „erfinden" ist schon bei εὑρίσκειν äusserst selten, das gewöhnlich „zufällig antreffen", „finden" heisst. Die Bedeutung „erfinden" geht zurück auf die „sinnend erdenken", „sinnend fertig stellen" (z. B. εὑρίσκειν φάρμακα). εὑρετής selbst ist ein sehr seltenes Wort, und es scheint, wie schon εὑρίσκειν, einen philosophisch-pädagogischen Begriff zu haben. Bei Plato Lachesis 186, c heisst es: οὔτε εὑρετὴς οὔτε μαθητής. Es wird der Schüler dem εὑρετής entgegengesetzt. εὑρετής ist demnach „Lehrer", der aber wohl etwas anderes als διδάσκαλος ist, vielleicht also besonders „der selbständig denkende, systembildende" gegenüber dem berufs- und handwerksmässigen. Hätten die Kirchenhistoriker sagen wollen, dass Wulfila aus sich selbst heraus ein neues Alphabet erfunden habe, würden sie sich auch bestimmter ausgedrückt haben. Sie wollten aber nur sagen, dass Wulfila aus den bekannten Buchstaben (γράμματα sind griechische und lateinische Buchstaben schlechthin) ein neues Alphabet zusammengestellt und bei seinen Goten eingeführt habe. Daher gebrauchen sie auch nicht den Ausdruck ἀλφάβητος, weil das gotische Alphabet kein einheitliches war. In diesen γράμματα nun war Wulfila der εὑρετής und seine Goten die μαθηταί. So hat wenigstens Jordanis die Sache aufgefasst, wenn er sagt: qui eis dicitur et litteras instituisse. Dahin gehört wohl auch das condidit von Nr. 7.

Daneben muss nun noch eine andre Nachricht im Umlauf gewesen sein, die das spezifisch Gotische an dem Alphabet, die eigentliche schöpferische Thätigkeit des Gotenbischofs hierbei hervorhob. Die Berichte Nr. 2, 4, 5, 7 sagen nämlich etwas ganz anderes als 1, 3, 6, und besonders ist hier Nr. 4 zu beachten, eine so verworrene und unsichere Quelle auch sonst die Acta S. Nicetae für die Geschichte Wulfilas sind. Nach ihnen hat Wulfila zu einem bekannten Alphabete Buchstaben dazu erfunden, um ein dem gotischen Lautstande genügendes Alphabet zu erhalten.

Wir erhalten somit als Resultat: Wulfila hat die Schrift bei seinen Goten eingeführt (zu allgemeinerer Geltung und Kenntnis gebracht?), und weil das griechische und auch das lateinische Alphabet nicht den gotischen Lauten genügten, hat er einige Zeichen dazu erfunden, so dass dadurch ein eigentümliches „gotisches" Alphabet hergestellt wurde. — Manchem wird diese Untersuchung und Interpretation etwas spitzfindig und gesucht vorkommen, wir werden aber dadurch erstens den Nachrichten gerecht. Wir haben nicht nötig, die Kirchenhistoriker einer Ungenauigkeit, wenn nicht gar einer direkten Unwahrheit — Übertreibung in arianischem Sinne — zu zeihen. Vor allem aber macht das gotische Alphabet, so wie es thatsächlich vorliegt, unsere Auffassung und Interpretation notwendig.

Denn die allgemeine Ansicht ist, dass Wulfila für sein Alphabet das griechische als Grundlage genommen hat. Aus Gründen, die uns im einzelnen nicht mehr ganz klar sind, wich er bei einigen Zeichen von seiner Vorlage ab und griff zum lateinischen Alphabet. Drei Zeichen mindestens hat er weder aus dem griechischen noch dem lateinischen Alphabet genommen. Da zwei von diesen mit den altgermanischen Runen eine gewisse Ähnlichkeit haben, glaubt man, dass Wulfila für diese auf das bei seinen Goten gebräuchliche Runenalphabet zurückgegriffen hat. Die Lehre Zachers ist als abgethan anzusehn, dass der Gotenbischof das Runenalphabet zur Grundlage nahm und es nur nach dem Griechischen modifiziert hat. Es ist Wimmers Verdienst, das thatsächlich Unrichtige dieser Ansicht dargethan zu haben und endgültig festgestellt zu haben, dass das griechische Alphabet in der Gestalt der damaligen Uncialschrift als

Grundlage gedient hat. Wir müssen aber noch einen Schritt weiter gehn und ich stelle in Abrede, dass Wulfila überhaupt auf das Runenalphabet zurückgegriffen hat. Dazu bestimmen mich folgende Erwägungen.

Bis jetzt ist noch durch nichts erwiesen, dass Wulfila Kenntnis von der gotischen Runenschrift gehabt hat, es spricht sogar vieles dagegen. Wulfila ist ja gar nicht Gote reinen Stammes gewesen. Seine Grosseltern wurden 267 nach Mösien verschlagen. Es waren christliche Kappadozier aus Sadagolthina, die mit vielen andern Stammesgenossen als Kriegsgefangene auf einem Beutezuge von den Goten heimgebracht waren. Sie hatten griechische Schrift und griechische Bildung und standen kulturell viel höher, als ihre Beherrscher, die Goten. Sie bildeten eine kleine Gemeinde für sich und es ist nicht von vornherein anzunehmen, dass sie ihre Nationalität so schnell aufgaben, dass schon in der zweiten Generation der fremde Volksstamm, von dem sie doch der einschneidende Gegensatz zwischen Heidentum und Christentum immerhin etwas fern hielt, sie so ganz absorbiert haben sollte. Man denke doch an die Refugiés in Preussen. Es war schon vollends genug, wenn die kappadozischen Christen in dieser Zeitspanne die gotische Sprache angenommen hatten. Warum sollten sie aber auch ihre Schrift aufgeben und die barbarischen, noch dazu heidnischen Runen erlernen und in Gebrauch nehmen? Nach Analogieen bei andern Völkern dürfen wir getrost annehmen, dass sie sich noch nicht in die gotischen Kulturverhältnisse gefunden hatten, die so ganz andere waren, als die ihrigen. Wulfila selbst, 311 geboren, trat als junger Mann in den Dienst der Kirche. Er war der Schüler des ersten Gotenbischofs Theophilus, der das Nicäische Glaubensbekenntnis unterschrieb.*) Früh trat er in Beziehungen zur byzantinischen Welt. Er hat jedenfalls in Konstantinopel Theologie studiert und blieb in stetem geistigem Austausch mit den byzantinischen Theologen. In dem unglückseligen arianischen Streit war er der Führer der einen Partei. „Er

*) Die darauf bezügliche Nachricht des Socrates II, 41 haben wir keinen Grund für unwahr zu halten. Sie bezeugt uns ein engeres Verhältnis zwischen Theophilus und Wulfila. Das wird auch durch die Acta S. Nicetae bestätigt, so wunderlich das Missverständnis auch ist, das sich hier eingeschlichen hat.

lebte in den Interessen und Gedanken, welche die christlichen Römer erfüllten, für ihn gab es nicht Völker und Staaten, für ihn gab es nur die Kirche, seinem Volke war er entfremdet, aber das Wort ὁμούσιος trieb ihm das Blut ins Herz" (Kaufmann, Deutsche Geschichte I, 243). Athanarich vertrieb ihn gerade deshalb, weil er die Goten dem altväterlichen Wesen immer mehr entfremdete. Solange es nicht zu arg war, wurden die Christen geduldet, als sie aber ihre Kreise immer weiter zogen und ein heidnischer Brauch nach dem andern aufgegeben wurde, da wurde es für die heidnischen Goten Pflicht der Selbsterhaltung, die Christen zu vertreiben. Gerade Wulfila scheint mit den heidnischen Gebräuchen, die die bekehrten Goten beibehalten hatten, etwas strenger ins Gericht gegangen zu sein. Denn von Christenverfolgungen unter den Goten hören wir erst, seit er Bischof war (341). Und ganz ohne Grund von ihrem Standpunkt aus waren die Heiden nie auf die Christen ergrimmt. Das ist nun freilich ein ganz anderes Bild, als man gewöhnlich von Wulfila entwirft. Man stellt ihn als den für seine germanische Abstammung begeisterten geistlichen und politischen Führer hin. Er war ein Theologe schlecht und recht, nicht besser und nicht schlechter als die andern geistlichen Führer seiner Zeit. Seine politische Stellung, ja auch seine religiöse Überzeugung, bleibt immerhin etwas zweideutig, so viel man auch auf das Konto der hasserfüllten antiarianischen Schriftsteller setzen will.*) Er wollte nichts anderes, als seinen Goten, d. h. der christlichen Gemeinde unter diesen, den Frieden sichern, unbekümmert um ihre nationale politische Selbständigkeit. Zu diesem Bilde stimmt nun auch das nüchterne Resultat, das Fr. Kauffmann aus seinen textkritischen Studien zur gotischen Bibel gewinnt (Zeitschrift f. d. Philologie 30, 183): „Die schriftstellerische Leistung des Übersetzers ist nicht so hoch anzuschlagen, wie sie bisher veranschlagt worden ist." Wir dürfen das ganz

*) Ihr Hass ist gar so schlimm nicht, Wulfila wird von ihnen ziemlich glimpflich behandelt (man vergleiche den leichten Tadel des Photius über Philostorgius). Wer ihn aber dennoch in ausgedehnterem Masse annimmt, muss billigerweise auch vieles von den Lobeserhebungen seiner Anhänger streichen. Namentlich die Schrift des Auxentius, der Wulfila als Autorität heranzieht, ist als Streitschrift, als Refutatio, doch mit Vorsicht zu benutzen, ihr Wert liegt in den thatsächlichen Angaben.

getrost sagen, ohne Wulfilas Verdienste zu schmälern. Er hat immerhin Gewaltiges geleistet, er hat die zerstreut umherliegenden Bausteine gesammelt, durch ihn sind erst die Keime der christlichen Kirche unter den Goten zu fruchtbringender Reife entwickelt worden und ihm verdankten sie es, dass sie allein ihr arianisches Glaubensbekenntnis behalten und dadurch eine selbständige Stellung im Oströmerreich einnehmen konnten. Auch seine litterarische Thätigkeit ist sehr bedeutend gewesen, die Übersetzung der Bibel ist und bleibt ein grossartiger Entschluss und ein gewaltiges Werk und unbewusst hat er dadurch seinen Goten ein nationales Band gegeben.

Man muss sich auch die Frage vorlegen, für wen denn eigentlich Wulfila die Bibel übersetzt hat. Als Bischof der Gotengemeinde geweiht, sollte er die zerstreuten Christen, deren es schon damals eine nicht geringe Anzahl unter den Ost- und Westgoten gab, sammeln und stärken, und auch die christliche Lehre unter den Heiden ausbreiten. Dazu bedurfte er Schüler und Geistlicher, die ihm zur Hand gingen, und wir wissen, dass später noch fremde, namentlich syrische Geistliche nach Gotien geschickt wurden, um dort zu predigen und zu lehren. Wulfila hat selbst Schüler herangezogen, als solchen bekennt sich ja Auxentius, und sein Amtsnachfolger Selenas war sein Amanuensis gewesen (Sokrates V, 23; Sozomenus VII, 17). Und um nun diesen aus seiner Schule hervorgegangenen und unter seiner Aufsicht wirkenden Geistlichen die Bekehrung der Heiden und die Vertiefung des Christentums leichter zu machen, schrieb er viele Traktate und Erläuterungsschriften in den drei ihm geläufigen Sprachen, Gotisch, Griechisch, Lateinisch. Da aber die gotischen Laute sich weder durch das griechische noch durch das lateinische Alphabet ganz wiedergeben liessen, ersann er ein neues Alphabet, das er kunstvoll aus beiden zusammenstellte und für welches er mehrere neue Zeichen dazu erfand. So konnte er denn schliesslich die Bibel übersetzen. Es ist sein letztes und grösstes Werk und es setzt schon längere und grössere Übung im Gebrauche des Gotischen als Schriftsprache voraus. Nach den historischen Zeugnissen ist mit der Übersetzung wohl nicht vor 370 begonnen worden und so kann es denn nicht wunder nehmen, dass er sie nicht vollendet hat. In dieser Weise schriftstellerischer Thätigkeit konnte er, nament-

lich als er abgesondert mit seiner Gemeinde von dem eigentlichen Kern des Gotenvolkes auf der Balkanhalbinsel sass, seine Goten in das Christentum einführen und ihren Arianismus sichern. Für das gewöhnliche Volk hatte nun Alphabet und Übersetzung wenig Zweck, das konnte weder lesen noch schreiben, sogar der grosse Gotenkönig Theoderich bediente sich noch der Schablone in Italien, um seine Unterschrift zu geben. Die Schreib- und Lesekunst lag, wie überall in damaliger Zeit, in den Händen der Geistlichen.*) Und was für Sinn hätte es da nun haben sollen, wenn der Bischof für sie, die grossenteils aus fremden Ländern kamen, auf das Runenalphabet zurückgriff. Ich will hier nicht auf die schwierige Frage eingehn und sie zur Entscheidung bringen, inwieweit schon vor Wulfila das Schriftwesen bei den Goten verbreitet war. W. Grimms Ansicht, dass das gotische Alphabet schon vor Wulfila bestand, ist wohl nicht zu halten. Immerhin wäre denkbar, dass die gotischen Geistlichen, so gut es gehn wollte, sich mit der griechischen oder lateinischen Schrift behalfen, bis Wulfila energisch vorging und in oben geschilderter Weise ein neues, den gotischen Lauten entsprechendes Alphabet zusammenstellte. Wie dem auch sein mag, auf das Runenalphabet konnte er nicht zurückgreifen. Denn hätte man vor ihm darin geschrieben, so hätte er dieses als Grundlage nehmen können und müssen. Er hätte doch blind sein müssen, um nicht zu bemerken, dass dieses sich lautlich besser als jedes fremde eignen musste, da es dem gotischen Lautstande schon seit langem angepasst war. Es wäre da kein Grund zu sehn, weshalb er nicht das Runenalphabet ganz und gar herübernahm. Formell bot es durchaus keine Schwierigkeiten, die Ähnlichkeit zwischen ihm und dem griechischen (lateinischen) musste ihm auffallen, und wie er die *u*- und *o*-Rune in leicht modifizierter Gestalt wiedergab, hätte er alle Runenzeichen durch Auflösung der Winkel in Bögen u. s. w. umgestalten können. Seine Selbständigkeit kam schon genügend zum Ausdruck, wenn er in der durch die Nachrichten der alten Schriftsteller bezeugten Weise

*) Über die Art des Gottesdienstes bei den Goten belehrt uns die Note zur Homilie des Chrysostomus (Migne XII, 469). Es ist gar kein Zweifel, dass eine Stelle der Bibel in der Kirche gotisch vorgelesen und im Anschluss daran gotisch gepredigt wurde.

verfuhr. Dadurch schuf er schon ein ganz eigenartiges Alphabet, das jedem auffallen musste. Dem früheren Schriftsystem der Goten durfte er nicht entgegenkommen oder er musste ihm ganz nachgeben.*)

Nun beruht die Ansicht, dass im gotischen Alphabet zwei Runenzeichen enthalten sein können, nur auf der Meinung, dass das Runenalphabet bei den Goten in lebendigstem und regstem Gebrauch war, so dass Wulfila aus praktischen Rücksichten darauf zurückgreifen musste, gewissermassen um seine Stammesbrüder nicht von vornherein kopfscheu und misstrauisch gegen das Christentum zu machen. Der Hinweis auf die angelsächsischen Verhältnisse, wo eine konsequente Einführung des lateinischen Alphabets durch die Herübernahme einer oder mehrerer Runen durchbrochen wurde, hilft uns zu nichts. Denn im 6. und 7. Jahrhundert waren die Runen eben schon so lebhaft in Gebrauch, waren sie namentlich bei den nördlichen Germanen schon sozusagen Gemeingut des Volkes geworden, dass es selbstverständlich war, wenn für ganz spezifisch deutsche Laute (*þ* und *w*) in Ermangelung passender lateinischer Buchstaben die gut bekannten Runenzeichen herübergenommen wurden; das griechische Alphabet, das vielleicht hätte aushelfen können, war nicht bekannt oder wurde wenigstens nicht für zweckmässig wegen zu geringer

---

*) Wie wollen diejenigen, die in den Runen Mittel zu Zauberei und heidnischer Weissagekunst sehn, die Thatsache erklären, dass der strenge Theologe auf diese Zaubermittel zurückgriff? Es verabscheuten ja doch die Christen, Arianer wie Orthodoxe, alles Heidnische, und ihre Geistlichen wurden nicht müde, dagegen zu predigen. Wie hätte da Wulfila das tolle Zauberwesen noch unterstützen, sozusagen sanktionieren sollen? Da hätte er ja seinen orthodoxen Gegnern den besten Angriffspunkt gegeben. Denn seinen Zeitgenossen musste doch bekannt sein, aus welcher Quelle er geschöpft hatte. Alle Nachrichten sagen aber nur, dass er Buchstaben dazu erfand, keine erwähnt das unerhörte Faktum, dass er die heidnischen Runen aufnahm. Wulfila ging freilich noch weiter in seiner Nachgiebigkeit gegen das Heidentum der Goten, er nannte sogar seine Buchstaben mit den Namen, die so starken Zauber enthielten. Dass er es bei *aza* und *thyth* (*ans* und *þurs*) nicht that, meint Wimmer, liegt daran, dass sie zu starke Erinnerungen an das Heidentum enthielten. Waren denn aber die unbedenklich aufgenommenen *ing* und *tius* etwa harmloser? Diese Nachgiebigkeit gegen das Heidentum, wie sie Wulfila übte, war bei Orthodoxen wie Arianern gleich unmöglich, und der letzteren Toleranz war nicht grösser in diesen Dingen wie der ersteren.

Verbreitung bei den Germanen gehalten. Ganz anders liegt die Sache für Wulfila. Ihm war das lateinische und griechische Alphabet bekannt und beide waren in lebhaftem Gebrauch. Von den Runen hören wir zu seiner Zeit nichts. Mit welchem Rechte können wir da behaupten, dass schon im 4. Jahrhundert die Runen in irgend welchem ausgedehnterem Gebrauch bei den Goten waren? Es ist doch wohl nicht zufällig, dass, so reichlich uns auch die Quellen über die Goten der damaligen Zeit fliessen, keine Nachricht von den Runen redet, selbst nicht bei Jordanis, der doch sonst gern mit allerhand Curiosa aus der Vorzeit der Goten aufwartet. Das muss um so auffälliger erscheinen, als ja durch Wulfila das Runenalphabet auch in der Christenwelt eine einwandsfreie Stellung erlangt hatte. Die Runen fristeten damals noch ein ganz nebensächliches Dasein. Sie wurden entweder von den Geistlichen gar nicht gekannt oder als schlichte Eigentumsmarken von ihnen gar nicht beachtet. Buchschrift waren sie ja nicht. Dem entsprechen nun auch ganz die Funde. Sehen wir von den angeblichen gotischen Runennamen ab, mit denen wir uns ja später auseinanderzusetzen haben, so hat man bis jetzt zwei bis drei Inschriften für gotisch erklären können, und zwar spricht für gotische Herkunft mehr ihr Fundort, als ihre bisher unerklärten Worte, deren Lautstand ostgermanisches Gepräge trägt und die Deutung als Gotisch nicht unmöglich macht. Sie stammen aus der Zeit nach Wulfila, Genaueres können wir nicht aussagen. Auf jeden Fall also waren die Runen zu Wulfilas Zeit nur spärlich in Gebrauch. Über kurze Eigentumsbezeichnungen und vielleicht kleine Segenssprüche war man noch nicht hinausgekommen (vgl. z. B. *raniwa* oder *gutaniowi hailag*), und es waren auch immer nur einige, die die Kunst des Runenritzens verstanden. Waren nun gar, wie man allgemein annimmt, die heidnischen Priester die Runenkundigen, so ist von vornherein ausgeschlossen, dass Wulfila auf die Runen Rücksicht nahm, denn einer Gemeinschaft mit diesen wird man ihn doch wohl nicht für fähig halten. Waren es aber auch, wie ich glaube, die Schmiede, so hatte es doch keinen Zweck, die Runen in das Alphabet aufzunehmen. Denn Wulfila hatte an den gelegentlichen Runenritzereien als ein in byzantinischer Wissenschaft aufgewachsener Geistlicher kein Interesse. Er hatte nichts mit

dem Handwerk und die Handwerker nichts mit der heiligen Schrift zu thun. Seinen Schülern hätte er aber die Sache durch die Runen nur schwer gemacht. Diese kamen oft in die Lage, griechische und lateinische Handschriften lesen zu müssen, und da wird Wulfila als ein einsichtiger Mann sie nicht noch das Runenalphabet haben erlernen lassen. Zu seinen Schülern gehörten ja, wie wir schon oben betonten, durchaus nicht nur einheimische Goten, sondern es wurden viele ausländische Missionäre unter sie gesandt. Ob Auxentius Nationalgote war, wissen wir nicht, der schon erwähnte Selenas, sein Amanuensis und Nachfolger, war mütterlicherseits phrygischer Abstammung und verstand deshalb — das hebt Sokrates ausdrücklich hervor — beide Sprachen. Und für diese seine Schüler schuf Wulfila zunächst das Alphabet, und für diese waren die Runen übel angebracht.

Wenn nun Wulfila wenigstens überall da auf die Runen zurückgegriffen hätte, wo das griechische und lateinische Alphabet versagten, also beim *j*, *hv*, *w*, *þ*, *q*, *f*. Er hat aber gerade da die Runen genommen, wo ihm das lateinische ganz einwandsfreie Zeichen bot, nämlich bei *u* (*ŭ* und *ū*) und *ō*. Auch das Griechische hatte sehr brauchbare Buchstaben. Das ω war ein tadelloses Zeichen für sein *ō* und muss ihm lautlich nicht allzufern gelegen haben, denn es wird allenthalben durch *ō* transskribiert. Auch war wenig einzuwenden gegen die Herübernahme des *ov* (*ŭ* und *ū* je nach dem Accente) etwa als *oy*. Abneigung gegen solche Doppelsetzung von Buchstaben für einfache Laute hatte er nicht, für *ī* nahm er *ei* = ει (*ēi* wie *ōy*!), durch *ai* und *au* gab er *ĕ* und *ŏ*. Bei den beiden Vokalzeichen griff er ganz unnötig zu den Runen, bei *j*, *w*, und ganz besonders bei *hv*, *þ*, *q*, spezifisch gotischen Lauten, bei denen er von den romanischen Sprachen ganz im Stiche gelassen war, that er es nicht. Hier nahm er in völlig planloser Weise ganz heterogene Buchstaben aus seinen Vorlagen oder erfand neue. Er liess ψ und ϑ die Plätze tauschen, um sein *þ* und *hv* zu gewinnen, für *q* nahm er das lateinische *u* u. s. w. Da sollte man doch meinen, der gotische Bischof hätte sich auch keinerlei Gewissensskrupel gemacht, für sein *u* und *o* freigewordene Zeichen aus den romanischen Alphabeten zu nehmen. Die

Runenzeichen für *u* und *o* musste er überdies nun auch erst noch verändern. Um wieviel weiser handelten da nicht die Angelsachsen, die sich mit dem lateinischen Alphabet allein zu behelfen verstanden und nur bei *þ* und *w*, wo das lateinische gar keinen Anhalt bot, auf die Runen zurückgriffen. Wulfila hätte aber gerade mit seiner unzweckmässigen und grundlosen Herübernahme der beiden Runen für *u* und *o* gegen die Einsicht verstossen, die er sonst in allen seinen auf gotisches Litteraturwesen bezüglichen Massregeln bewiesen hat und die Wimmer mit Recht hervorhebt. Zacher hatte den ganz richtigen Schluss gemacht: Hat Wulfila überhaupt das Runenalphabet gekannt und berücksichtigt, so bildet dieses auch die Grundlage des gotischen Alphabets und es ist nur dem griechischen angeähnlicht worden. Das hauptsächlichste Zugeständnis würde da in der veränderten Anordnung und in der Art der griechischen Zahlbezeichnung bestanden haben. So wäre ein konsequentes, einsichtiges Verfahren zu konstatieren, aber nie, wenn er aus lateinischen und griechischen Buchstaben ein neues zusammenstellte, da, wo es gar nicht nötig war, auf das Runenalphabet zurückgriff, wo es nötig war, aber nicht, und womöglich doch noch ein oder das andere Zeichen neu erfand (vgl. später im zweiten Abschnitt, wo wir auf diese Dinge im einzelnen ausführlich zu sprechen kommen).

Ich glaube nun die Ansicht erschüttert, wenn nicht widerlegt zu haben, dass Wulfila die Runen kannte und auf sie zurückgreifen konnte. Er mag sie gekannt haben, das ist nicht unmöglich, aber doch recht unwahrscheinlich. Unmöglich ist, dass er diese wenig im Gebrauch befindlichen Zeichen benutzte, um sein für seine Schüler und die ihm unterstellten Geistlichen bestimmtes Alphabet zu ergänzen, unmöglich aus allgemeinen, praktischen Rücksichten und im besonderen deshalb, weil er da nicht Runen nahm, wo er sie brauchte, sondern nur da, wo er mit dem Bestande der romanischen Alphabete bei verständiger Benutzung auskam. Waren die Runen gar Mittel bei heidnischen Zaubereien, so musste sie der christliche arianische Eiferer von vornherein verabscheuen.

Vielleicht würde man sich den vorstehenden Ausführungen anschliessen, ihnen eine gewisse Berechtigung zugestehn, wenn nicht als schlagender Gegenbeweis folgender Umstand diente.

In der bekannten Salzburger Handschrift sind uns die gotischen Runennamen erhalten, und zwar als Benennung der gotischen Buchstaben. Wulfila hat also doch die Runen gekannt, und es ist mehr denn wahrscheinlich, dass, wenn das gotische *u* und *o* Ähnlichkeit mit den betreffenden Runen zeigen, er sie auch aus den Runen genommen hat, mithin liegt uns nur ob, den Grund dafür zu finden. Der Thatbestand in Bezug auf die Salzburger Handschrift ist nun der folgende. Auf mehreren leergelassenen Blättern der Orthographia brevis des Alchwin sind allerhand Bemerkungen und Notizen orthographischen Inhalts eingetragen. Dann stehn da die angelsächsischen Runen mit ihren Namen, daneben ein gotisches Alphabet bis *u*, an anderer Stelle in drei abwärts neigenden Kolumnen gotische Alphabete in verschiedener (echt gotischer und lateinischer) Reihenfolge, daneben der lateinischen Anordnung des gotischen Alphabets folgend, stehn noch recht verderbte Worte, deren Ähnlichkeit aber mit den bekannten germanischen Runennamen nicht zu verkennen und zu bestreiten ist. Folglich, so hat man nun geschlossen, hat Wulfila den Buchstaben des von ihm zusammengestellten Alphabets die einheimischen, gotischen Runennamen gegeben. Gegen das Voreilige und ganz Willkürliche dieser Schlussfolgerung hat sich meines Wissens nur Krafft ausgesprochen (Die Anfänge der christlichen Kirche bei den germanischen Völkern I, S. 242, Anm. 4): „Wenn Wulfila sich bewogen fühlte, für die gotischen Laute neue Zeichen zu wählen, so wird er auch neue Namen angenommen und nicht die alten Namen der Runenzeichen dafür beibehalten haben, wie Kirchhoff l. c. (d. h. Runenalphabet) S. 51 sqq. nachzuweisen sucht.“ Ich meine, das ist durchaus einleuchtend. Und nun lässt sich aus unserer gotischen Bibelübersetzung zum Glück selbst noch ein Indizium für diese Behauptung anführen. Freilich an und für sich ist es nicht durchaus zwingend, man könnte andre Erklärungsgründe ausfindig machen; in Verbindung aber mit dem von Krafft ins Treffen geführten allgemeinen Bedenken dürfen wir ihm wohl volle Beweiskraft beimessen. Wulfila hat für schreiben und was damit zusammenhängt, echt gotische Worte, soweit er sie schon bei seinen Goten in Gebrauch fand, soweit dies nicht der Fall war, nahm er unbedenklich Fremdwörter auf. In der Bibel selbst kommen nun die

Buchstabennamen an mehreren Stellen vor und eine ist uns davon erhalten. Matthäus 5, 18 heisst es:

Ἀμὴν γὰρ λέγω ὑμῖν· ἕως ἂν παρέλθῃ ὁ οὐρανὸς καὶ ἡ γῆ, ἰῶτα ἓν ἢ μία κεραία οὐ μὴ παρέλθῃ ἀπὸ τοῦ νόμου ἕως ἂν πάντα γένηται.	*Amen auk qiþa izwis: und þatei usleiþiþ himins jah airþa, jota ains aiþþau ains striks ni usleiþiþ af witoda unte allata wairþiþ.*

Luther hat bekanntlich an dieser Stelle eine weitergehende Umschreibung „der kleinste Buchstabe". Wulfila hatte das nicht nötig, weil er eben für sein Alphabet die griechische Benennung hatte, und jeder wusste, soweit er überhaupt lesen konnte, was *jota* war und warum es an dieser Stelle gebraucht wurde. Leider sind uns ja die beiden andern Stellen, „das A und das O" (Offenbarung Johannis) in der gotischen Übersetzung nicht erhalten, und wir müssen uns über den Verlust dadurch trösten, dass schon diese eine Matthäusstelle den Beweis liefert, wie die Goten zur Zeit Wulfilas ihre Buchstaben benannten. Wir konstatieren daher noch einmal: Wenn Wulfila die Formen der griechischen Buchstaben nahm, — ohne jede Änderung — die griechische Anordnung des Alphabets und die griechische Zahlenbezeichnung, so hat er auch die Namen der griechischen Buchstaben für sein Alphabet herübergenommen. Für die von ihm neu erfundenen Buchstaben wird er zweifellos gar keine neuen Benennungen ausgeprägt haben.

Wie steht es denn nun aber mit den Runennamen neben den gotischen Buchstaben, wenn Wulfila sie nicht für sein Alphabet genommen hatte? Wie kommen sie gerade neben diese gotischen Buchstaben in jener Salzburger Handschrift? Obgleich diese Fragen nur noch lose mit dem Ziele zusammenhängen, das sich die vorliegende Arbeit gesteckt hat, will ich doch ausführlicher auf sie eingehn, einmal um auch den letzten Zweifel zu beseitigen und hauptsächlich weil ich glaube, die orthographischen Notizen in der Handschrift richtig erklären zu können.

Zunächst wäre es gar nicht unwahrscheinlich, dass die Runennamen den gotischen Buchstaben viel später beigelegt wurden, als die Runen bei den Goten, wie bei den andern

germanischen Stämmen, also etwa im 6. und 7. Jahrhundert, in lebhafteren Gebrauch gekommen waren, vgl. Waitz S. 52 Anm. und vor allem Krafft a. a. O.: „In dem Salzburger Kodex ist in einer späteren Zeit der Versuch gemacht worden, die Namen der gotischen Runen dem nach lateinischer Ordnung umgesetzten Alphabet anzupassen, sowie ebendaselbst auch angelsächsische Runennamen bis *u* inklusive sich zur Seite geschrieben finden.“ Für Kraffts Auffassung spricht vor allem, dass die Runennamen nicht immer zu dem Lautwerte der gotischen Buchstaben stimmen. Besonders zeigt sich das bei dem *x* = *enguz*. Wie Wulfila darauf kommen sollte, für ein seinem Alphabet im Grunde fremdes Zeichen den Namen einer wohlbekannten und gut gebräuchlichen Rune *ing* zu nehmen, deren Lautwert *v* auch nicht das geringste mit dem griechischen *χ* zu thun hatte, im Gotischen durch Wulfila nach griechischem Muster durch *g* + Guttural gegeben wurde, und deren Form ebenfalls mit dem griechischen Buchstaben keinerlei Ähnlichkeit hatte, ist bisher noch keinem gelungen, zu erklären. Wulfila hätte also das heidnische *ing* nur beibehalten dem Runenalphabet zu Gefallen, mit der Rune selbst hat er sich nichts zu schaffen gemacht. Obgleich er für sie sehr gute Verwendung gehabt hätte, gab er doch den gutturalen Nasal durch die griechische Bezeichnung, rettete also den Namen *ing*, falls ihm daran lag, nicht durch Herübernahme der zweckmässigen Rune. Nun ist, wie wir sahen, ganz und gar unwahrscheinlich, dass Wulfila die heidnischen Götternamen hätte sanktionieren können und bei *ing* hätte er es in geradezu thörichter Weise gethan. So beweist uns denn schon diese unsinnige Gleichsetzung des *x* mit *enguz*, dass die Runen bei der Zusammenstellung des gotischen Alphabets durch einen so feinfühligen Gelehrten und praktischen Mann wie Wulfila nicht berücksichtigt worden sind. Ja, durch sie wird erwiesen, dass die Runennamen mit den nebenstehenden Buchstaben des gotischen Alphabets gar nichts zu thun haben.

Die uns erhaltene Salzburger Handschrift ist eine Kopie, das Original stammt von Alchwin selbst oder aus seiner nächsten Umgebung. Auf den leeren Blättern sind allerhand auf Orthographie und Aussprache des — sagen wir vor-

läufig Gotischen bezügliche Curiosa notiert.*) Th. v. Grienberger hat zuletzt diese Dinge gründlichst untersucht (P. B. B. 21, 185 ff.) und erwiesen, dass das Gotische mindestens nicht unser Bibelgotisch ist, sondern westgotisch. Und zwar nimmt er an, dass die Notizen auf gegenseitiger Aussprache zwischen einem fränkischen Deutschen**) und einem Westgoten beruhen, und später bei der hochdeutschen Abschrift die Einflüsse dieses Dialekts erfuhren. Dass die Notizen auf solcher gegenseitigen Aussprache beruhn, ist durchaus richtig, dafür spricht ihre ganze Art. Der septimanische Geistliche wird dem Angelsachsen (vgl. Anmerkung) bei der Niederschrift der Alchwinischen Orthographia brevis zur Hand gegangen sein und dabei musste das Gespräch natürlich auf verschiedene grammatische und orthographische Dinge kommen. Er wird ihn auf das gotische Alphabet hingewiesen haben, das dem Angelsachsen sehr bemerkenswert vorkam, so dass er es mehrere Male und in verschiedener Reihenfolge aufnotierte, in der echt gotischen Anordnung und in der dem Angelsachsen geläufigen lateinischen. Als das Gespräch auf die Zahlen kam, wird ihm der Westgote wiederum die abweichende Zahlbezeichnung der Goten klar gemacht haben. Nur unter dieser Voraussetzung ist erklärlich, dass der Schreiber gotische Buchstaben und Buchstabenkomplexe aufschrieb, bei denen er sich sonst nichts denken konnte, und die er für sinnlos halten musste. Um gute Beispiele für die eigentümliche Zahlbezeichnung zu geben, kamen die bibelkundigen Männer ganz natürlich darauf, die Zahlen aus der Genesis aufzuschreiben. Wie hätte sich der Abschreiber eines gotischen Kodex gerade das aussuchen sollen? Gerade die Zahlen und der Umstand, dass nicht einmal vollständige Sätze aufgezeichnet sind, spricht mit Entschiedenheit dagegen, dass aus einem Kodex ab-

*) Auch diese sind natürlich Kopie des Salzburger Schreibers, der im 10. Jahrhundert die Orthographia abschrieb. Dafür spricht die korrupte Form der Namen und die Verderbnisse in den phonetischen Notizen. Vor allem spricht dafür, dass die gotischen Buchstaben nachgemalt wurden, denn die drei Reihen der Alphabete sind nicht immer gewahrt, manchmal stehn vier gleiche Zeichen nebeneinander, sicher Ansätze, die fremden Zeichen richtig zu malen. Die Abschrift wird auch durch die Zeitverhältnisse bedingt.

**) Es war wohl ein Angelsachse, wegen des ags. Runenalphabets.

geschrieben wurde. Als schliesslich der Angelsachse auf seine Runen zu sprechen kam und sie aufnotierte, machte ihn der Westgote wiederum darauf aufmerksam, dass auch er Runennamen kenne und sie wurden ebenso aufgeschrieben, wie die angelsächsischen. Dass sie neben die gotischen Alphabete kamen, ist ein ganz zufälliger, lediglich durch den Raum bedingter Umstand. Das wird dadurch bewiesen, dass sie nicht die Reihenfolge des ihnen zunächst stehenden gotischen Alphabets haben, sondern die des mittleren, und zwar nicht die echtgotische. Sollte eine Verbindung zwischen ihnen und den gotischen Buchstaben bezeichnet werden, so hätten sie doch die echtgotische Reihenfolge erhalten müssen, d. h. des Alphabets, dem sie am nächsten standen. Vor allem spricht auch dafür, dass sie zu dem Lautwert der gotischen Buchstaben nicht immer stimmen. Ob aber die vom germanischen Runenalphabet ganz abweichende Anordnung ebenso zufällig nur durch das lateinische Alphabet bedingt ist, mag dahingestellt bleiben. Die Goten können immerhin an der germanischen Anordnung der Runen nicht mehr teilgenommen haben oder diese später zu Gunsten des lateinischen Alphabets aufgegeben haben.

Eine Erklärung dieser verderbten Runennamen zu geben, ist nicht meine Absicht. v. Grienberger hat ebensowenig wie seine Vorgänger vermocht, die vorgeschlagenen Deutungen irgendwie glaubhaft zu beweisen. Meines Erachtens wird eine bis ins Einzelne genaue Erklärung der Worte, wenn uns nicht der Zufall zu Hilfe kommt, immer unmöglich bleiben. Was uns aber für den vorliegenden Fall interessieren muss, ist die Frage, nach welchem Prinzip denn jene Notizen über die Aussprache und die Runennamen gemacht sind. Kirchhoffs Meinung hierüber ist ganz unwahrscheinlich und durch v. Grienberger widerlegt. Letzterer selbst sagt: „Es ist demnach augenscheinlich, dass die übergeschriebenen Zeilen, welche als reine Übersetzung lauten müssten

uurtun do after evangelium durah Lucan uurtun after diu jah quatun

oder als blosse phonetische Umsetzung mit ahd. Mitteln

uuorthun uththan auar evangeliu therh Lucan uuorthun auar tho iah quethun

so wie sie dastehn, nichts andres sind als ein Gemisch von beiden, und dass sie auf dem Zusammenwirken zweier Grundsätze beruhn müssen.“ Ich halte auch das nicht für zwingend, sondern im Gegenteil sogar für unwahrscheinlich. Welcher Art da die Thätigkeit des althochdeutschen Abschreibers war, lässt sich gar nicht ermitteln, so bedeutend kann sie gar nicht die ihm vorliegenden Notizen beeinflusst haben, denn seine peinliche Abzeichnung der gotischen Buchstaben beweist, dass er möglichst getreu kopieren wollte und selbständig nichts änderte, die Fehler, die er machte, waren unbewusst, nicht absichtliche Änderungen. Den Schreibern der Vorlage ihrerseits musste doch daran liegen, etwas Verständiges zu leisten, und das konnten sie nur durch Anwendung eines Grundsatzes. Die dann noch begegnenden Fehler können mit ihrer geringen Geschicklichkeit erklärt werden. Und wir kommen ja auch mit einem Grundsatze vollkommen aus.

Die Ausdrücke ‚ubi dicitur — ponitur‘ u. s. w. zeigen deutlich, dass die Notizen nach dem Gehör gemacht wurden, dass also nur der Grundsatz der phonetischen Transskription in Anwendung kam. Es ist die Wiedergabe gesprochener Worte und sie ist im allgemeinen auch gelungen. In Einzelheiten mag sie versagt haben, und der Abschrift werden auch manche Verderbnisse zuzuweisen sein. Dann kann man sich die Abweichung zwischen den Worten der gotischen Schrift und denen der lateinischen Schrift so zurechtlegen. Derjenige, der dem Angelsachsen die gotischen Buchstaben zeigte, wird ihm gesagt haben, dass er noch die heilige Schrift in gotischer Sprache und Schrift kenne, dass man aber das in gotischer Schrift geschriebene ganz anders ausspreche und, wenn man lateinische Buchstaben anwende, auch anders schreibe.*)

Soll das nun nicht eine vage Vermutung bleiben, so muss eine lautliche Untersuchung jener Sprachbrocken Übereinstimmung mit den Runennamen zeigen und beide müssen derart sein, dass sie einer Sprache angehören können und

*) Zu beachten ist hierbei, dass selbst für den septimanischen Geistlichen die gotische Schrift und Bibel eine archaistische Rarität war, in der Kirche hatte in damaliger Zeit die lateinische Schrift festen Fuss gefasst und das wulfilanische Alphabet verdrängt. Darauf führt wohl auch die lateinische Anordnung der Buchstaben. Wohl aber hatten die in Septimanien lebenden germanischen Stämme noch ihre Sprache.

müssen. Um das zu zeigen, seien die Reste hier noch einmal wiedergegeben.

I.

uuortun otan auar	*evangeliu ther Lucan*
waurþun uþþan afar	aiwaggeljo thairh Lokan.
uuortun auar thuo	*iachuedant iachuatun*
waurþun afar þo	[jah qiþand] jah qeþun.
gah libeda	
jah libaida	
ubi dicitur ‚genuit' *j.* ponitur	ubi ‚gabriel' .g. ponunt
diptongon *ai* pro *e* longa	p *ch q* ponunt.

(Die auf ‚ponunt' folgende Bemerkung ‚et alia his sim̄ ubi aspiratione', auf die dann ‚ubi dicitur *gah libeda* u. s. w. folgt, ist bis zur Unverständlichkeit verderbt, auch unwesentlich für unsern Zweck.)

II.

Die Formen der Runennamen sind ausserordentlich verderbt. Ich gebe die gotische Form derselben darunter, wo sie einleuchtend und angenommen ist, die vermutungsweise entsprechenden in Klammern.

aza	*bercna*	*geuua*	*daaz*	*eyz*
(*ans)	(*bairkna)	giba	dags	(ailva, eilva?)
fe	*gaar*	*haal*	*iiz*	*chozma*
faihu	jer	*hagl	*eis	?
laaz	*manna*	*noicz*	*uraz*	*pertra*
(lags?)	manna	(nauþ?)	(urus)	(*pairþra)
qetra	*sugil*	*tyz*	*uuinne*	*utal*
?	(sauil)	(tius)	(winna)	oþl
enguz	*ezec* (*t*?)	*uuaer*	*thyth*	
iggw	?	?	(þiuþ?)	

Bei beiden Partieen haben wir vor allem die schwankende Transskription in der Dentalspirans teils durch *t*, teils durch *th*, z. B. I. *uuortun, uuorthun, ther, quatun;* II. *utal, thyth.* Ich vermute für *iachuedant* ein ausgefallenes gotisches ‚jah qiþand'. Denn wie sich sonst die 3. plur. praesentis hier erklären könnte, sehe ich nicht. Dann wäre hier die Dentalspirans auch durch *d* gegeben. Es ist klar, dass sich der

Aufzeichner mit dem gotischen Buchstaben, wie auch dem Lautwerte des *þ* nicht recht verstanden hat, denn unter *thyth* hat er zur Vorsicht ausdrücklich *t* + *h* notiert, was wohl aber auf den danebenstehenden Buchstaben zu beziehen ist, vgl. vor *uuinne y* = dem gotischen Zeichen Y, aber *aza. a.*

Unklar ist ferner, was das *y* wiedergeben soll. Den reinen Diphthong *iu* wohl kaum, vielleicht einen *ü*-Laut, sicher aber dann nicht in *eyz.*

Doppelten Lautwert hat sicher auch das *z* (was das *cz* ist, ist noch nicht ermittelt).

Die *aa*, *ii* sollen zweifelsohne, wie Kirchhoff will, in *jaar iiz* Vokallänge bezeichnen, was mit den *aa* in *daaz, laaz, haal* anzufangen sei, soll erst noch festgestellt werden.

Die Verderbnisse hängen eben mit der Schwierigkeit einer phonetischen Transskription zusammen, manches wird auch dem ahd. Abschreiber zur Last fallen, für den ja die Notizen völlig unverständlich waren. Im allgemeinen hat er getreulich kopiert, vielleicht hat er aber den einen oder den andern Buchstaben verlesen. Ich habe ihn im Verdacht, dass er das *d* in *iachuedant* eingeschmuggelt hat, weil diese Präsensform, wie die gleich darauf folgende Präteritalform zufällig mit seinem Dialekt genau übereinstimmten.

Bei der Vergleichung beider Teile dürfen wir natürlich nur mit den lautlich gesicherten Worten operieren. Und an Übereinstimmungen finden wir nun da folgende:

1. *ĕ* ist erhalten:
   a) vor *r* und *h*. I. *ther* (þairh), II. *bercna* (bairkna). (I. fehlt, II. *fe* (faihu));
   b) auch da, wo das Gotische durchaus *i* verlangt: I. *iachuedant* (jah qiþand), II. *geuua* (giba).*)

*) *enguz* (iggw) ist verderbt, denn vor *n* + Konsonant ist idg. *ĕ* und *i* überall im Germanischen durch *i* vertreten. Was Wrede (Ostgoten 162) aus Schreibungen wie *Amalasuentha -suintha* schliesst, ist ganz unhaltbar. In den spätlateinischen Codices wechselt *e* und *i* völlig regellos, und namentlich auch die Handschriften des Jordanis vermischen beide Vokale. Die auf den schwankenden orthographischen Verhältnissen beruhenden Schreibungen *e-i*; *ae* (*ai*), *-e*, *i* in den lateinischen Handschriften dürfen nicht ohne weiteres für die germanische Grammatik benutzt werden. Dasselbe gilt auch von den Schlüssen, die Kögel — allerdings vorsichtiger — bei der Behandlung des burgundischen Dialekts aus den schwankenden Schreibungen macht.

2. *ē* steht für *ai*:
   I. *gah libeda* (jah libaida), II. *reda* (raida).
3. *u* und *o* werden durcheinander gebraucht:
   I. *otan* (uþþan), *Lucan* (Lokan), II. *utal* (oþl).*)
4. *ā* steht für urgerm. $ē^1$ (= got. *ē*):
   I. *iachuatun* (jah qeþun), II. *gaar* (jer).

Diese vier Punkte beweisen wohl zur Genüge, dass die Transskriptionen der gotischen Sätzchen nach denselben Prinzipien geschah, wie die Niederschrift der Runennamen. Letztere sind aber nach allgemeiner Annahme Niederschrift nach dem Gehör (und dann Abschrift). Folglich sind auch jene Sätzchen nichts anderes, als eine phonetische Wiedergabe von gesprochenen Wörtern.

Welcher Sprache gehören nun aber diese Reste an? Denn, wie wir sahen, müssen sie einem germanischen Dialekte zugesprochen werden können. Sie können nun weder ost- noch westgotisch sein, denn in beiden Dialekten ist das urgermanische $ē^1$ nirgend und unter keinen Umständen zu *ā* geworden, sondern es blieb als *ē* erhalten, das später zu *ī* wurde oder doch diesem Laute sehr nahe trat. Diesen Wandel können wir im Ostgotischen und Westgotischen belegen.**)

Diesem durchschlagenden Punkte reihen sich nun 1b und 2 an, die für sich allein weniger beweisen. In keinem gotischen Dialekte ist urgerm. *ĕ* ausser vor *r* und *h* erhalten geblieben, sondern ist mit *i* zusammengefallen. Unsere Sprachreste weisen aber *geuua iachuedant* auf. Ferner ist durchaus zweifelhaft, ob im Gotischen *ai* zu *e* wurde. Wredes Material für diesen Wandel ist nach seinem eigenen Zugeständnis dürftig und etymologisch unsicher, als Eideshelfer muss der Übergang von *au* in *o* dienen. Ich glaube, man überschätzt etwas die Beweiskraft der Namen für grammatische Dinge. Sie haben doch nur einen relativen Wert. Es spielt bei

---

Wichtig sind die lateinischen Schreibungen für solche Feinheiten der Grammatik nur, wo wir sorgfältige phonetische Transskription nachweisen können.

*) In *thuo* (þo) ist wohl nur vergessen, das *u* oder *o* zu beseitigen.

**) Auch die durch Busbeke uns erhaltenen Sprachreste des Krimgotischen zeigen diesen Wandel. R. Loewes Versuch (Die Reste der Germanen am Schwarzen Meer), sie als westgermanisch zu erweisen, halte ich für misslungen.

ihnen das Traditionelle eine grosse Rolle, und wir können nicht immer wissen, ob denn der Name aus demselben Dialekt des Trägers (vgl. Wulfila als Kappadozier) stammt, oder ob dieser denn wirklich zu dem Stamme gehörte, bei dem er auftritt. Schliesslich kommen ja auch die orthographischen Einflüsse hinzu, was z. B. Möller bei ganz andrer Gelegenheit (ahd. Allitterationspoesie) gegen Kossinnas Zusammenstellungen (hochfränk. Sprachdenkmäler) hervorhebt. Zur Zeit des gotischen Epigramms sprach man das gotische *ai* in Italien noch diphthongisch, mag man das *eils* nun als *hails* oder, wie ich will, als *gails* lesen. Und hier haben wir wieder mit einer phonetischen Transskription zu thun. Indessen ist dieser Punkt von geringerer Erheblichkeit.

Wir müssen also einen Dialekt suchen, der ostgermanisches (d. h. gotisches) Gepräge hat, urgerm. $\bar{e}^1$ aber zu $\bar{a}$ gewandelt hat, urgerm. $\check{e}$ auch ausser vor *r* und *h* erhalten und den Diphthong *ai* zu $\bar{e}$ monophthongiert hat. Und es giebt nun in der That einen solchen germanischen Dialekt, der allen Forderungen Genüge leistet. Es ist das Burgundische. Seine Sprachreste sind von Wackernagel (Kleine Schriften III, 334 ff.) zusammengestellt, die zuletzt von Kögel eine, wie mir scheinen will, nicht in allen Punkten zutreffende grammatische Behandlung erfahren haben (Z. f. d. A. 37, 223 ff.).

1. $\bar{e}$ ist zu $\bar{a}$ geworden (Kögel a. a. O. 227, Wackernagel a. a. O. 360 f.). Kögel, der das Burgundische zu einem rein ostgermanischen Dialekte stempeln will und deshalb diesen abweichenden Wandel erklären muss, meint, er sei jung und ganz sekundär eingetreten. Das soll für unsern Fall zugegeben werden; wenn es sich auch nicht nachweisen lässt, im Gegenteil, $\bar{a}$ findet sich schon in den ältesten Quellen; ostgermanisch (d. h. natürlich mit Ausschluss des Nordischen) wird das Burgundische deshalb doch nicht, denn in den gotischen Dialekten wird eben $\bar{e}^1$ schliesslich zu $\bar{i}$, aber nicht zu $\bar{a}$.

2. Das kurze $\check{e}$ ausser vor *r* und *h* findet sich ebenfalls im Burgundischen. Kögel vertritt die Ansicht, dass $\check{e}$ in diesen Fällen zu *i* geworden ist, in den Schreibungen mit *e* sieht er fränkischen Einfluss. In dem $\check{e}$ (aus $\check{i}$) vor *r* und *h* wäre dann aber gerade die richtige Schreibung durch das Fränkische erhalten — gegen fränkischen Sprachgebrauch! — und

das *i* fälschlich in die sonst massgebenden Handschriften eingeführt. Kögel hat übersehn, dass wir es mit Differenzen der lateinischen Orthographie zu thun haben, und es findet sich in allen Handschriften *e* im Wechsel mit *i*, vgl. — *gildus, -geld, Orovelda* u. a. Wackernagel 369. Interessant ist *morgangeba* neben *morginegyva*, wo das *y* deutlich zeigt, dass nicht reines *i* wiedergegeben werden soll. Wir wissen hier überall nicht, inwieweit Schreibernachlässigkeit und Einfluss lateinischer Schreibung anzunehmen ist, Wackernagel sagt, dass *ĕ* in diesen Fällen das durch die Handschriften empfohlenere ist. Burgundisch *e* und *i* werden sich wohl lautlich nicht allzufern gestanden haben.

3. Für *o* im Wechsel mit *u* (Wackernagel 369) gilt dasselbe wie vom *e* im Wechsel mit *i*.

4. *ai* wird zu *e*. Kögel konstatiert auf Grund einiger Namen, dass *ai* erhalten bleibt. Sein Material ist aber etymologisch nicht sicher, und wir werden an der Feststellung Wackernagels festhalten müssen (S. 361 ff.), dass neben seltenerem *ai* überwiegend schon *ē* eingetreten ist. Besonders will ich auf den Namen *Mahalareda* hinweisen, dessen zweiten Bestandteil Wackernagel durchaus richtig zu **raida*, nord. *reiđ* stellt. Jung wird der Wandel allerdings sein, zur Zeit Alchwins (8. Jahrhundert) war er aber vollzogen. Der Name des Lugdunensischen Geistlichen *Ledrada*, an den Alchwin einen Brief gerichtet hat, ist wohl auch burgundisch.

5. *au* ist zu *ō* geworden. Unsere Sprachreste belegen diesen Wandel nicht, falls nicht hierher das verderbte *chozma* zu ziehen ist (anord. *kaun*).

6. Sonst zeigen unsere Sprachreste nichts, was gegen den burgundischen Sprachbestand verstösst. Auch im Konsonantenstande nichts, sie stimmen auch hier vielmehr zu den von Wackernagel und Kögel festgestellten Resultaten:

a) *g* und *j* fliessen zusammen, vgl. Wackernagel 348, genau wie in unserm Codex, auch dieselben Verwirrungen wie in ihm.

b) Die Dentalspirans ist nicht einheitlich wiedergegeben, es finden sich für sie *t, th, d* (letzteres als das häufigere, Wackernagel 353). Sie muss eine ganz besondere Aussprache gehabt haben.

c) Das burgundische häufige *ch* für *k* in *chuatun, chozma,* beachte das Missverständnis in der Notiz pro *ch q* ponunt.

Nach diesen Untersuchungen haben wir nicht mehr nötig, in den Sprachbrocken der Salzburger Handschrift zwei verschiedene Einflüsse anzunehmen, sie stimmen bis ins Einzelnste genau zu dem, was wir vom Burgundischen wissen.

Es ist nun noch die Frage aufzuwerfen, ob das Burgundische für jene Notizen überhaupt in Frage kommen kann. Das dürfen wir denn getrost bejahen. Die Burgunder waren zunächst durch die Goten zum Arianismus bekehrt worden. Die lateinische Kirche hielt erst ihren Einzug, als ihre politische Selbständigkeit zertrümmert war und sie ein Teil des Frankenreiches wurden. Mit ihr kam auch die lateinische Schrift. Bei den Burgunden waren auch die Runen in ausgedehntestem Gebrauch. Das beweist uns nicht nur das Zeugnis des Venantius Fortunatus, sondern wir haben ja mehrere burgundische Runeninschriften aus dem 6.—8. Jahrhundert. Wenn daher v. Grienberger sagt: „Wir werden schliessen dürfen, dass die ursprüngliche Aufzeichnung, welche der Salzburger zu Grunde liegt, an der Hand von Angaben eines südfranzösischen Goten durch einen fränkischen Deutschen aus der Umgebung Alchwins verfasst worden ist," so werden wir jetzt sagen an der Hand eines südfranzösischen Geistlichen, und wir haben darunter einen Burgunder zu verstehn, der der gotischen Schrift und Bibelsprache noch kundig war und auch von den burgundischen Runen Kenntnis hatte, sonst aber sich der Sprache der katholischen Kirche, ihrer Schrift und ihrer Orthographie bediente.

Man muss also für das Gotische jene Salzburger Handschrift beiseite lassen. Sie überliefert uns burgundische Sprachreste, Reste eines Dialekts, von dem wir sonst nicht gar zu viel brauchbares Material haben. Dadurch werden sie uns noch viel wertvoller. Freilich sind sie in verderbter Form überliefert, die teils durch die Schwierigkeit der phonetischen Transskription, teils durch die gewöhnlichen Fehler einer Kopie bewirkt ist. Sie lassen sich aber dennoch grammatisch verwerten.*)

*) Obgleich v. Grienberger in seinem Aufsatze das Burgundische erwähnt, ist ihm die völlige Identität unserer Sprachreste mit diesem Dialekte entgangen.

Für Wulfila und seine Thätigkeit bei der Herstellung des gotischen Alphabets ist also aus dem Salzburger Codex nichts zu gewinnen.

Zum Schluss dieser Untersuchungen, deren Zweck war, die angeblichen gotischen Reste der Salzburger Handschrift als nichtgotisch zu erweisen, will ich auch die formale Seite berühren, nur kurz, da wir ja später noch einmal darauf zurückzukommen haben. Wir konstatieren hier nur, dass die Formen der einzelnen Buchstaben recht erheblich in vielen Punkten von der durch unsere Bibelcodices und die italienischen Urkunden bezeugten abweichen und eine von der gotischen Tradition unabhängige Entwicklung beweisen.

2. Erklärung des gotischen Alphabets.

Nachdem wir im ersten Teile dieses Abschnittes nachzuweisen gesucht hatten, dass Wulfila die Runen vielleicht gar nicht gekannt, jedenfalls für sein Alphabet unter keinen Umständen benutzt hat, müssen wir jetzt die Abweichungen des gotischen Alphabets von den romanischen auf andre Weise zu erklären suchen. Die Frage brauchen wir nicht mehr zu erheben, warum griff denn Wulfila bei den Lauten, die das Griechische nicht hatte, nicht stets auf das Runenalphabet zurück? An dieser Frage scheitert die Ansicht, Wulfila habe die Runen benutzt, hauptsächlich, und er wäre ja nicht einmal imstande gewesen, drei Alphabete zweckmässig und verständig zu einem zusammenzustellen. Für uns erheben sich aber andere Fragen. Behalten wir die Nachrichten der Kirchenschriftsteller im Auge, dass Wulfila die Buchschrift bei den Goten einführte und, um dies in gründlicher Weise thun zu können, einige Zeichen dazu erfand, so haben wir zu fragen und zu ergründen, welches sind die Zeichen, die er dazu erfand, ferner, warum wich er vom griechischen Alphabet ab, und zuletzt, in welcher Weise „erfand“ er die Zeichen?

Die Untersuchung betrachtet das wulfilanische Alphabet von einem ganz neuen, wie ich aber glaube, richtigen Gesichtspunkt aus. Man wird daher vielleicht im einzelnen Unklarheiten und sicher Vermutungen finden, mit denen man nicht einverstanden sein wird. Man entschuldige dies damit, dass

es der erste Versuch ist, das gotische Alphabet nach einem einheitlichen Prinzip, so wie es uns die Nachrichten offenbaren, zu erklären.*)

Als hauptsächlichste Grundsätze müssen wir dabei die folgenden festhalten:

1. So weit die gotischen Laute mit denen ihrer Vorlage übereinstimmten, wurden die griechischen und lateinischen Zeichen ohne jede Veränderung herübergenommen. Das ist auch ganz selbstverständlich, denn durch unnütze Veränderung machte Wulfila den Schülern das Lesen nur schwer. Er musste es so einzurichten suchen, dass von diesen nur die Zeichen für die dem Gotischen eigentümlichen Laute zu lernen waren.

2. Vor allem müssen wir annehmen, dass Wulfila mit derselben Weisheit und Geschicklichkeit bei der Herstellung des Alphabets verfahren ist, die er sonst in seinen Massregeln, namentlich den auf theologische Dinge bezüglichen, bewiesen hat. Er ist daher nie ohne äussersten Grund von seiner griechischen Vorlage abgewichen und der Grund muss natürlich in den Differenzen der Aussprache beider Sprachen liegen. (Gegen die Weisheit würde er aber durchaus gehandelt haben, wenn er seinen Lauten Zeichen aufgezwungen hätte, die in den Vorlagen ganz anders geartete Laute bedeuteten. Darauf werden wir später ausführlicher zurückzukommen haben.)

Diese beiden Grundsätze sind von Wimmer hervorgehoben worden und wohl nicht anzufechten. Der dänische Gelehrte selbst ist aber nicht immer strikte nach ihnen verfahren. Wir müssen sie aber mit nachdrücklichster Konsequenz durchführen und gewinnen nach ihnen nun folgende Ergebnisse für das gotische Alphabet.

Das griechische Alphabet diente dem gotischen durchaus als Grundlage, und auf ihm baute Wulfila das seinige auf. Das wird bewiesen durch die Übereinstimmung in der Benennung und dadurch, dass das gotische ebenfalls 27 Buchstaben enthält. Dazu kommt die damit zusammenhängende Bezeichnung der Zahlen durch Buchstaben. Wo Wulfila die griechischen Zeichen beibehielt, liess er ihnen auch den Zahl-

*) Manche hier nur angedeuteten Punkte gedenke ich in einer ausführlichen Arbeit über die Aussprache des Gotischen zur Erledigung zu bringen.

wert, den sie hatten. Die Anordnung des gotischen Alphabets ist uns nicht erhalten. Wir dürfen aber ohne Gefahr behaupten, dass es dieselbe war, wie die griechische, das beweist eben die Zahlenordnung. Ferner dürfen wir schliessen, dass die in der Salzburger Handschrift überlieferte burgundische Anordnung der gotischen Buchstaben mit der wulfilanischen identisch war. Der Grund nun, weshalb Wulfila das griechische Alphabet zu Grunde legte, liegt auf der Hand. Er hatte hauptsächlich mit der byzantinischen Kirche zu thun, seine Geistlichen kamen aus Griechenland und den griechisch redenden Gegenden Kleinasiens und die Goten selbst hatten politisch nähere Beziehungen zu dem griechischen Kaiserreich. Schliesslich wird aber auch das Griechische lautlich dem Gotischen besser entsprochen haben, als das Lateinische.

Genau dem Griechischen in Laut- und Zahlwert und in der Form der damaligen Uncialschrift entsprechend sind 18 Zeichen:

A	Α	*a, ā*	1
B	Β	*b (b̄?)*	2
Γ	Γ	*g (ǥ?)*	3
Δ	Δ	*d (đ?)*	4
E	Ε	*e*	5
Z	Ζ	*z*	7
I Ï	Ι Ϊ	*i*	10
K	Κ	*k*	20
Λ	Λ	*l*	30
M	Μ	*m*	40
N	Ν	*n*	50
Π	Π	*p*	80
ϙ (Koppa)	Ϙ		90
T	Τ	*t*	300
Y	Υ	*w (ü)*	400
X	Χ	griech. *χ*	600
Ω	Ω	*ō*	800
ϡ (Sampi)	Ϡ		900

Meine Kenntnis der damaligen Schriftverhältnisse stützt sich ausser auf den geläufigen Handbüchern (Blass Iwan v. Müllers Handbuch u. s. w. I; Wattenbach, Anleitung zur

griechischen Paläographie) auf einer genauen Durchsicht des Sinaiticus (Prachtausgabe von Tischendorf); Mitteilungen aus den Papyri Erzherzog Rainer; Arndts Schrifttafeln zur lateinischen Paläographie und vor allem auf den Publikationen der Palaeographical Society in London und der Collezione fiorentina di facsimili paleografici greci e latini.

Zu den obigen Buchstaben sind nun noch folgende Bemerkungen zu machen.

1. Koppa und Sampi sind nur Zahlzeichen, von denen das letztere nur in der Salzburger Handschrift in der einen Alphabetreihe erhalten ist.

2. Der Lautwert des griechischen *υ* als *ü* kommt in echt gotischen Wörtern nicht vor (vgl. K. Z. 35, 303). Wulfila abstrahierte aus der Aussprache des *αυ*, *ευ* als *aw*, *ew* den Laut *w* für diesen Buchstaben, weil sowohl das spirantische *β* als auch das *ου* aus verschiedenen Gründen gemieden werden mussten, ersteres, weil es im Lautwert *b* herübergenommen war und nicht noch eine andere Funktion übernehmen konnte, letzteres, weil es unbeholfen und doch noch zu Missverständnissen Anlass geben konnte. Unterstützt wurde Wulfila in seinem Vorgehn wohl noch dadurch, dass auch *υ* allein von den Griechen zur Umschreibung des *w* gebraucht wurde, neben dem allerdings häufigeren *ου* und *β*.

3. Das *x*-Zeichen giebt wie das *υ* als *ü* keinen echt gotischen Laut wieder. Es wurde deshalb herübergenommen, weil das Gotische keinen dem griechischen *χ* entsprechenden Laut besass, um die Fremdwörter (namentlich *Χριστός*) gut wiedergeben zu können (K. Z. 35, 297). Zur Beibehaltung des *x* wurde Wulfila jedenfalls aber auch durch den Zahlwert des *χ* bestimmt. Denn nur so konnte er die griechische Zahlbezeichnung innehalten, sonst hätte sein Alphabet nur 26 Zeichen besessen und eine Ziffer hätte ihm gefehlt; das griechische *χ* war aber ein wohlbekannter Laut. Das lateinische *x* ist natürlich ganz fernzuhalten und hat mit dem gotischen Zeichen und Laute in keiner Beziehung etwas zu thun.

4. Das *ω* lässt sich in der durch das gotische *ō* bedingten Form in den damaligen Uncialcodices nicht belegen. Waitz führt a. a. O. S. 52 allerdings eine Stelle an, wo es in ähnlicher Gestalt, wie das gotische, vorkommen soll. Ich habe seine Angabe nicht nachprüfen können. Sollte sie nicht Stich

halten, so müsste ich mich in der Weise decken, wie es Wimmer beim Θ (= *h*) thut: „Wenn Wulfila das ϑ in dieser Gestalt als Kreis mit einem Punkte darin nahm, wird er es auch so in seinen Codices gefunden haben.“ Dementsprechend sage ich denn auch, das gotische *o* setzt ein gleichgeformtes griechisches ω voraus. Der Bibelübersetzer hat sich ja nicht gescheut, das ω stets durch sein *o* wiederzugeben (K. Z. 35, 305), allzufern können sich also beide Laute in der Aussprache nicht gelegen haben. Vielleicht spricht auch der gleiche Zahlwert für die Identität der beiden Zeichen. Die Ähnlichkeit mit der Rune ist nur eine ganz entfernte.*)

5. Beim ε = got *ē* liegt die Sache so: Wulfila hatte im Grunde genommen kein kurzes *e*. Das griechische ε andrerseits war geschlossen und unter dem Accent lang. Beide Laute trafen also in vielen Fällen in der Aussprache zusammen, zumal da Wulfila die Quantität bei seinen Vokalen nicht unterschied. Wenn nun auch das griechische η zu seiner Zeit noch nicht *ĭ* war, so war es doch um vieles geschlossener als ε und musste dem Goten, der einen offenen *i*-Laut hatte, als nicht sehr verschieden von seinem *i* klingen. Das ε war eine viel zweckentsprechendere Bezeichnung des *ē* (unter Umständen auch *ĕ*?) als das η. Und Wulfila wird um so lieber letzteres Zeichen gemieden haben, als ja dadurch eines für sein *h* frei wurde.

Da der Lautwert und die Zahlbezeichnung nur bei diesen 18 Zeichen mit den gotischen übereinstimmen, müssen alle andern gotischen Buchstaben nicht griechischen Ursprungs sein, dürfen wenigstens nicht direkt einem andern griechischen Zeichen gleichgesetzt werden.**) Denn Wulfila war ein weiser

---

*) Immerhin wäre möglich, dass Wulfila zwischen seinem *ō* und dem griechischen ω und *o* (unter dem Accent lang) einen Unterschied herausgehört hätte und deshalb für sein *ō* ein neues Zeichen erfunden hätte. Es würde sich dann an ein ω oder *o* anlehnen können und müsste wie das ϑ = φ beurteilt werden (vgl. S. 91). ω war offen, *ó* war geschlossen.

**) In der Paläogr. Soc. (parts IX—XIII. Vorrede VI) heisst es vom gotischen Alphabet: „of its tventy five characters fifteen are adopted directly from Greek while for the rest *f, g, h, j, o, r, s, u, w* (or *y*) and *hw* or *h* letters are taken from the Runic and Latin Alphabets.“ Die beiden Zahlzeichen sind nicht mitgerechnet. Auf welchen Buchstaben soll aber das *q* zurückgehn, es ist doch nicht dem Episemon ϙ etwa gleich? Jedenfalls entstammen nach dieser Bemerkung 15 (+ 2) Zeichen dem griechischen

Mann, und ihm war darum zu thun, keinerlei Verirrung anzurichten und seinen Schülern keine unnötigen Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Das hätte er aber gethan, wenn er griechische Buchstaben in einem ganz andern Laut- und Zahlwerte herübernahm. Man weiss, dass ich damit gegen die Ansicht ankämpfe, dass Wulfia ψ und ϑ habe die Plätze tauschen lassen, um sein þ und hv auszudrücken. Da er, wie er sonst bewiesen hat, ein sehr feines Ohr besass, musste er doch merken, dass der Doppellaut ps mit seiner Dentalspirans und umgekehrt die griechische Dentalspirans mit seinem hv ganz und gar nichts zu thun hatten. Am meisten spricht aber gegen die Gleichsetzung dieser Zeichen ihr verschiedener Zahlwert. ψ bedeutete 700, ϑ 6, und Wulfila drehte nun willkürlich um und gab dem ψ (þ) den Wert 6 und ϑ (hv) den Wert 700. Hier hätte er noch obendrein ohne jeden Grund eine grosse Verwirrung angerichtet. Denn das kann wohl niemandem beikommen, zu behaupten, dass das ψ dem gotischen þ in der Aussprache näher gelegen hätte, als das ϑ. Ein des Lesens kundiger Gote hätte sich da nur schwer zurechtfinden können. Nun sehn wir ferner, dass Wulfila sonst nach obigem Grundsatz verfahren ist: wo er die griechischen Buchstaben herübernahm, liess er ihnen Laut- und Zahlwert. Entsprachen sie den gotischen Anforderungen nicht, verwarf er sie ganz und füllte ihre Stelle durch neue, fremde aus. Und da sollte er bei φ und ψ unnötig seinen Grundsatz durchbrochen und eine alles in Unordnung bringende Ausnahme gemacht haben? Das kann unmöglich sein. Mit dieser Methode konnte er ja seine Buchstaben alle aus dem Griechischen entnehmen, z. B. die Episemen zu Hilfe nehmen (man denke an das ϟ = q, deren Formen Ähnlichkeit haben) oder für sein j das ξ setzen. Der Grund, weshalb er auf das Lateinische zurückgriff, bleibt, wenn man ihm solche nutzlose, um nicht zu sagen thörichte Umwechslung zugesteht, völlig dunkel, falls er überhaupt ein anderer als purer Eigensinn war.*)

Alphabet, nach Wimmer 20. Sie haben aber hier nicht immer gleichen Zahlwert.

*) Und warum sträubt man sich denn so gegen Löbes Herleitung des gotischen u aus lateinischem n, da die Zeichen völlig gleich sind und man doch auch für þ ein ψ als Zeichen für möglich hält?

Dadurch, dass das Griechische in 9 Lauten nicht mit dem Gotischen übereinstimmte, wurden 9 Zeichen frei, deren Zahlwert auszufüllen war und denen 8 griechische Buchstaben entsprachen.

Vau	u	(*q*)	6
H	h	(*h*)	8
Θ	ψ	(*þ*)	9
Ξ	ϛ	(*j*)	60
O	n	(*u*)	70
P	ꝶ	(*r*)	100
C	s	(*s*)	200
Φ	ꝼ	(*f*)	500
Ψ	⊖	(*ƕ*)	700

Von diesen sind 100 und 200 (P und *C*) offenbar durch die lateinischen Buchstaben ersetzt. Ein rechter Grund lässt sich aber für diese Abweichung nicht finden. Er muss in der Aussprache gelegen haben.*) Da können wir denn wohl den negativen Schluss wagen, dass das gotische *r* und *s* ziemlich verschieden in der Artikulation von den griechischen waren, so dass eine Herübernahme der *ϱ* und *σ* nicht zweckmässig war. Da nun deren Aussprache im einzelnen nicht bekannt ist, vermögen wir auch nichts über das gotische *r* und *s* auszusagen. Nicht zwingend ist der Schluss, dass das lateinische *r* und *s* seinen Lauten näher gelegen haben müsse. Denn Wulfila nahm das griechische Alphabet zur Grundlage und berücksichtigte es in jeder Weise. Wo es versagte, behalf er sich mit andern, lateinischen Zeichen, ohne deren genaueren Lautwert zu beachten, vgl. namentlich beim *f* und *q*. Höchstens könnte für die Identität der lateinischen und gotischen Laute

*) Die Erklärung, dass Wulfila das lateinische *r* und *s* genommen habe, weil das P und *C* der Form nach mit lateinischen Buchstaben von ganz andrer Bedeutung zusammenfielen, was er vermeiden wollte, ist sehr bestechend, leidet aber Schiffbruch daran, dass Wulfila ja das lateinische *u* für sein *q* genommen hat. Und diejenigen, die *þ* und *ƕ* aus *ψ* und *ϑ* herleiten, dürften solche Erklärung gar nicht geben. Denn hier hätte ja Wulfila einen unnützen Zusammenfall herbeigeführt mit griechischen Zeichen von ganz andrer Bedeutung und das zu vermeiden, lag ihm doch um vieles näher, als jene Rücksicht aufs Lateinische (und got. *u* = lat. *n*?).

sprechen, dass die lateinischen Zeichen ohne die geringste Modifikation herübergenommen wurden.

Ebenso auffällig ist, dass Wulfila bei seinem *þ* nicht das griechische Zeichen der Dentalspirans ϑ genommen hat. Auch hier können wir wohl keinen andern Grund annehmen, als dass er zwischen beiden Spiranten einen grösseren Unterschied herausgehört haben muss. Dass in den Transskriptionen ϑ durch *þ* umschrieben wird, beweist natürlich nichts, denn Wulfila hatte eben wie beim *s* und *r* keinen passenderen Laut, um die griechische Spirans wiederzugeben. Ich will nicht näher auf die Aussprache des gotischen *þ* hier eingehn und verweise auf Braune, Idg. Forschungen IV, 341 f. Es wäre möglich, dass das ϑ sich schon der Aussprache als φ näherte, in welcher es einige Jahrhunderte später die Slaven herübernahmen, während das gotische *þ* stets einen dentalen Charakter bewahrte. Die Sache kann auch umgekehrt gewesen sein. Das Zeichen lehrt uns über die Aussprache wohl nichts. Auf keinen Fall ist es das ψ der damaligen Uncialhandschriften. Das ist a priori aus den oben schon hervorgehobenen allgemeinen Erwägungen unmöglich. In der Form zeigt nun das gotische *þ*-Zeichen keinerlei Identität mit dem damaligen Uncial ψ. Ich habe nirgend ein ψ gefunden, das zur Not für ein gotisches *þ* gelten könnte. Der Unterschied zwischen beiden Zeichen ist sehr gross und zwar der folgende. Beim ψ sind die äussern Zinken der Gabel nach dem Stiele zu gebogen, so dass die Öffnung nach aussen geht, wenn sie nicht überhaupt gerade abstehn. Sie sind stets sehr lang und erreichen für gewöhnlich die gleiche Höhe wie der Stiel, so dass das ψ stets durch seine ungefüge Form auffällt. Bei dem gotischen Zeichen sind die Zinken vom Stiele abgebogen, so dass die Öffnung nach innen zu geht. Das gotische ϕ macht ganz den Eindruck eines griechischen Φ, bei welchem der Kreis oben auf beiden Seiten nicht bis zu dem Stiele geführt ist und zwar nicht zufällig, wie solche φ ja wohl in griechischen Handschriften auch vorkommen, sondern absichtlich. Als solches φ scheint es später auch aufgefasst worden zu sein, natürlich nur der Form nach, denn einige gotische Codices schreiben dafür thatsächlich das φ der damaligen griechischen Kursive. Wenn also das gotische *þ* das griechische ψ sein soll, so ist der obige Grundsatz, dass Wulfila

die griechischen Zeichen ohne jede Änderung herübernahm, durchbrochen. Um allen diesen unwahrscheinlichen Annahmen zu entgehn, werden wir die Thatsache konstatieren, dass Wulfila, weil das *θ* und sein *þ* sich nicht in der Aussprache deckten, ein Zeichen erfunden hat. Wir werden daher später noch einmal auf dieses Zeichen zurückkommen müssen.*)

h. Das Griechische hatte damals keinen *h*-Laut mehr und die Uncialhandschriften haben für gewöhnlich auch kein Zeichen dafür (K. Z. 35, 310 ff.). Auch das Lateinische hatte eigentlich keinen Hauchlaut mehr in dieser Zeit, die Grammatiker setzen das *h* im Anlaut der Wörter ganz willkürlich. Sie hatten aber noch ein Zeichen für den Hauch, das regelmässig in den Handschriften gebraucht wurde und in der gelehrten grammatischen Tradition als Hauchlaut gesprochen wurde. Mithin fand Wulfila nur hier ein Zeichen für sein *h*. Ob es dem Lateinischen im Lautwerte ganz entsprach, ist nicht von vornherein anzunehmen und auch nicht zu erweisen. Denn Wulfila griff aufs Lateinische nur aus Not zurück, ohne auf den genaueren Lautwert der lateinischen Buchstaben Rücksicht zu nehmen.**) Es kam ihm nur darauf an, die Abweichungen von der griechischen Aussprache zu fixieren, was ja für seine Goten auch genügte. Ob er ferner von Grammatikern erfahren hatte, dass das lateinische *h* auf ein griechisches „Heta" zurückging, oder ob ihm das Zeichen für den Spiritus asper (῾) bekannt geworden war, bleibe dahingestellt. Sicher aber fand er in der Form seines *h*-Zeichens und dem griechischen *H* Ähnlichkeit, so dass er sein *h* an die Stelle des fallengelassenen griechischen Buchstabens setzte und ihm dessen Zahlwert 8 gab.

An der Stelle des ξ, für das Wulfila gar keine Verwendung hatte, findet sich ein Zeichen im gotischen Alplabet, das dem lateinischen *g*-Zeichen der damaligen Unciale gleich

---

*) Welche schöne Gelegenheit wäre hier für den weisen, dem gotischen Runenalphabet so viel nachgebenden Gotenbischof gewesen, nicht nur den Namen der Rune herüberzunehmen resp. zu verändern, sondern vor allem ihre Form, wie die Angelsachsen z. B. gethan haben!

**) Das wird nicht von mir ad hoc behauptet, sondern ist allgemeine Annahme, man vergleiche z. B. die Ausführungen Streitbergs im Got. Elb. unter dem Kapitel Aussprache etwa für *j* und *f*.

ist und den Lautwert des *j* (d. h. des dem urgerm. = idg. *j* entsprechenden *j*) hat. Als Zahl bezeichnet es wie ξ 60.

Warum hat nun Wulfila für sein *j* einen besonderen Buchstaben ausgebildet, während es seine Vorlagen, die griechische sowohl wie die lateinische, nicht gethan haben? Das Griechische hatte seit ältester Zeit kein eigentliches *j* mehr, während das Lateinische das idg. *j* durchaus erhalten hatte, es aber durch das Vokalzeichen *i* ausdrückte. Im Griechischen hatte sich nun sekundär ein neues *j* entwickelt, denn die Media *g* war schon in relativ alter Zeit vor palatalen Vokalen spirantisch geworden (vgl. Schreibungen wie ἰγιγαίνης, G. Meyer Griech. Gramm. S. 294). Auch vor dunkeln Vokalen wurde sie später spirantisch, in vielen Fällen behielt sie aber auch ihren Lautwert als Verschlusslaut.*) Zu Wulfilas Zeit war wohl auch die lateinische Media *g* vielfach zur Spirans geworden, sicher vor hellen Lauten.

Wenn nun das gotische *j* eine reine Spirans war, so konnte der Gote ohne Zweifel sein *g* für dasselbe gebrauchen, wenn das *g*, wie man allgemein annimmt, stimmhafte Spirans *g* war. Die Angelsachsen haben es ohne Bedenken gethan. Wenn das *j* ein *i̯* war, hätte er einen andern ebenso zu billigenden Ausweg einschlagen können. Er hätte das *j* durch den *i*-Vokal wie das lateinische wiedergeben können. Eine dritte und, wenn sie überhaupt in Betracht käme, die beste Möglichkeit wäre gewesen, die Rune für *j* zu nehmen, da sie den Laut jedenfalls am passendsten wiedergab. Wenn Wulfila nun, trotzdem ihm seine Vorlagen keinerlei Anleitung dazu gaben, doch das Bedürfnis fühlte, sein *j* besonders zu bezeichnen, so muss zwischen seinem *g*, *j* und *i* ein sehr gewaltiger Unterschied gewesen sein. Und wenn er das lateinische *g* als zweckentsprechende Bezeichnung für sein *j* ansah, so folgt daraus, dass das lateinische *g* auch spirantisch gesprochen wurde und dem gotischen *g* fern stand. Mithin kann also letzteres nirgend Spirans gewesen sein, sondern war überall reiner Verschlusslaut. Nur unter dieser Voraussetzung ist möglich, dass Wulfila einen grösseren Laut-

*) Als solche beschreiben sie im 3. Jahrh. n. Chr. noch Dionysius von Halikarnass und Aristides Quintilianus (vgl. auch Blass Aussprache des Griechischen ³ 98).

unterschied zwischen *g*, *j*, *i* hören und vor allem Veranlassung haben konnte, das *j* besonders zu bezeichnen, wo ihn seine Vorlagen gerade bewegen mussten, entweder *g* und *j* oder *i* und *j* durch denselben Laut wiederzugeben. Er hatte, wie man bedenken muss, ja noch eine dritte Spirans gutturalen Charakters, nämlich sein *h*, das damals sicher noch nicht reiner Hauchlaut war. Und dass er nun zwischen *ʒ*, *h*, *j* und *i* einen Unterschied hätte heraushören sollen, ist schon schwer zu glauben, unwahrscheinlich aber ist, dass er Veranlassung hätte haben sollen, die feinen Lautunterschiede zu bezeichnen, zumal er *ĕ* und *ai*, *ŏ* und *au*, Länge und Kürze der Vokale zu scheiden nicht für gut befunden hatte. War aber zwischen seinem *g* und *j* ein grosser Unterschied, so musste er letzteres genau bezeichnen und in der Not auf das lateinische *g* zurückgreifen. Dass nun aus dem Zeichen nichts für die gotische Aussprache folgt, hebt schon Streitberg a. a. O. beim *j* hervor. Alles deutet aber darauf hin, dass *g* noch reiner Verschlusslaut war ebenso wie *b* und *d*, und zwar in allen Lagen.*)

Für den stimmlosen bilabialen Spiranten nahm Wulfila nicht das lautlich genau entsprechende *φ*, sondern es findet

---

*) Für das *b* liegen die Verhältnisse ganz parallel wie beim *g*. Auch hier schied Wulfila ein *ƀ* und *w* (*ƿ*), obgleich das Griechische promiscue *β* und *ου* (*υ*) anwandte und das Lateinische *u* und *w* nie in der Schrift schied, selbst als sein *b* spirantisch geworden war, was schon zu Wulfilas Zeit geschehen war. Auch hier werden wir mit besserem Rechte annehmen, dass Wulfila den grossen Unterschied zwischen Media und Spirans wiedergeben wollte und nicht, noch dazu ohne Vorlage, den winzigen zwischen Spirans und Halbvokal. Durch solche genaue Unterscheidung überlud er ja sein Alphabet. Waren *b* und *g* aber noch reine Verschlusslaute, dann handelte er zweckmässig, wenn er *w* und *j* besonders bezeichnete. Für das *d* lässt sich aus dem Alphabet nichts gewinnen. Dass aus dem sogenannten grammatischen Wechsel nichts folgt, hatte ich schon an anderer Stelle Gelegenheit hervorzuheben. Darauf will ich aber noch hinweisen, dass Wulfila bei *s* und *z* tonlose und tönende Spirans geschieden hat, er also auch von *f*, *þ* ein *ƀ*, *đ* getrennt hätte, wenn er dazu Ursache gehabt hätte. Man muss aus grammatischen Gründen das Gebiet der tönenden Spiranten immer mehr fürs Gotische einengen, *b*, *d*, *g* waren hier schon in fast allen Lagen Verschlusslaute (vgl. Kluge, Pauls Grundriss I², 502 ff.). Warum sollen denn nun die angeblichen *ƀ*, *đ*, *ʒ* im Inlaut nicht ebenso zu Verschlusslauten geworden sein, wie im Anlaut? Der Wechsel *b-f*, *d-þ* (nicht *g-h*) bei etymologischer Media ist spezifisch gotisch; auch er erweist nicht ein *ƀ*, *đ*.

sich an seiner Stelle ein Zeichen, das dem lateinischen *f* der damaligen Unciale „nachgebildet“ ist, Streitberg a. a. O. S. 11. Wie dieser übrigens lehren kann, Wulfila hätte das lateinische *f* genommen, weil es seinem Spiranten näher lag als das griechische φ, verstehe ich nicht. Das lateinische *f* war labiodental und unterschied sich scharf vom φ, worüber uns besonders Quintilian I, 4, 14; XII, 10, 27 belehrt (vgl. auch Seelmann, Aussprache des Lateinischen S. 295). Das griechische φ war aber wie das gotische *f* bilabial, der Lateiner transskribiert beide Laute vornehmlich durch *ph*, worin erst später sich Verwirrung zeigt. Es war in dieser Beziehung sicher kein Grund vorhanden, das griechische φ auszumerzen und durch das noch viel ferner stehende lateinische *f* zu ersetzen. Nun ist auch die Form bei beiden Buchstaben nicht die ganz gleiche. Ich habe nirgend in den lateinischen Uncialhandschriften ein *f* gefunden, das zur Not dem gotischen als Vorlage gedient haben könnte, und man giebt ja auch bereitwilligst zu, dass das gotische *f* dem lateinischen „nachgebildet“ ist, also dem Grundsatz zuwiderläuft, dass Wulfila die Zeichen seiner Vorlage unverändert herübernahm. Das lateinische Uncial-*f* besteht im wesentlichen aus einem dicken überlangen Striche, dessen Seitenstrichelchen vom oberen Ende und in der Mitte abgehn, häufig genug kaum zu bemerken sind. Beim gotischen *f* hingegen beginnen die dicken, stets deutlich sichtbaren Seitenstriche, beide ungefähr in der Mitte und wenn irgendwo, könnte man gerade hier versucht sein, das Runenzeichen zu Hilfe zu rufen. Es giebt keinen gotischen Buchstaben, der einer Rune ähnlicher wäre, ja die Ähnlichkeit zwischen beiden Zeichen ist eine vollständige. Das ist natürlich nur zufällig, namentlich das Herabrücken der Seitenstriche. Wenn aber das gotische *f* dem lateinischen nur nachgebildet ist und dieses nicht glatt herübergenommen wurde, so weist dieser Umstand deutlich darauf hin, dass dem Urheber des gotischen Alphabets der Unterschied zwischen seinem und dem lateinischen *f* genügend zum Bewusstsein kam. Auch das *f* ist also ein von ihm „erfundenes“ Zeichen.

Es bleibt nun noch die Frage zu erledigen, warum denn Wulfila das griechische φ nicht genommen hat. An einer lautlichen Differenz zwischen beiden Spiranten kann es, wie wir sahen, nicht gelegen haben. Ich glaube den Grund in

der schon oben angedeuteten Thatsache finden zu können, dass das ϑ durch seine Aussprache hindernd dazwischen trat. Wie auch die Artikulation der Laute ϑ, φ — þ, f beschaffen gewesen sein mag, Wulfila muss jedenfalls gefunden haben, dass eine schlichte Gleichsetzung des þ mit ϑ und f mit φ den lautlichen Thatsachen nicht gerecht wurde. Er musste daher für beide Spiranten neue Zeichen haben, denn eine einfache Umkehrung der beiden griechischen Buchstaben hätte Verwirrung in Aussprache und Zahlbezeichnung angerichtet und das Lesen unnötigerweise erschwert. Ich hatte nun schon darauf hingewiesen, dass das gotische þ-Zeichen einem Φ dessen Kreis oben zu beiden Seiten nicht bis an den Stiel geführt ist, sehr ähnlich ist, und die Vermutung ist wohl nicht allzukühn, dass Wulfila absichtlich das Φ modifizierte, um seinem þ einen passenden Buchstaben zu geben. Das war eine sehr geschickte Modifikation; das þ-Zeichen entsprach keinem griechischen Buchstaben mehr und war doch in Anlehnung an einen solchen erfunden. Das φ hatte ein ganz eigenartiges Aussehn gewonnen und kollidierte mit keinem griechischen Zeichen mehr. Deshalb wurde auch der Zahlwert geändert. Alle diese Änderungen durfte sich Wulfila gestatten, unbeschadet des obigen Grundsatzes, weil er das φ nicht in einem adäquaten, sondern nur ähnlichen Lautwert nahm (þ und f lagen sich wohl auch im Germanischen nicht fern, vgl. got. *þliuhan*, ahd. *fliohan*). Er musste aber ein griechisches Zeichen modifizieren, wenn er þ und ϑ nicht gleichsetzen wollte, weil das Lateinische keine Dentalspirans hatte.*)

Jetzt war noch das gotische f zu bezeichnen, und hierfür hatte das Griechische kein halbwegs entsprechendes Zeichen mehr. Das lateinische f lag in seinem Lautwerte zu

*) Aus dem ϑ-Zeichen der damaligen Uncialschrift lässt sich das þ wohl kaum herleiten. Wer daran festhalten will, dass Wulfila die griechischen Buchstaben ohne jede Änderung herübernahm, dem bleibt immer noch der Ausweg anzunehmen, dass das gotische þ ein von ihm frei erfundenes Zeichen ist, vielleicht nur in Anlehnung an griechische Buchstaben (ϑ oder φ). Das ist durchaus möglich und immerhin noch besser als die allgemeine Annahme, Wulfila habe das þ durch ψ ausgedrückt, dessen Lautwert himmelweit fern lag, und das er dann sicherlich durch Umbiegung der Zinken modifiziert hat.

weit ab, als dass es ohne weiteres hätte herübergenommen werden können. Es musste daher wieder ein Zeichen „erfunden“ werden. Da das Griechische keinen Anhalt bot, wohl aber das Lateinische, modifizierte Wulfila in durchaus verständiger Weise das lateinische *f* und gab ihm den Zahlwert des *φ*, das seinem gotischen *f* lautlich gleich war.*)

Die *w*- und *u*-Laute.

Sie sind im Zusammenhang zu betrachten, da nur so die Wahl der Zeichen dem allgemeinen Grundsatze, den wir an die Spitze stellten, gemäss erklärt werden kann.

Sein eigentliches *w* hatte Wulfila mit gutem Recht durch das *v* des Griechischen wiedergegeben. Sein *b* war nicht spirantisch und kam gar nicht in Betracht.

Eine Schwierigkeit ergab sich aber schon bei seinem *u* und *q*.

Wir hatten im ersten Teile schon Gelegenheit, uns mit der Frage zu beschäftigen, warum denn Wulfila nicht das lateinische oder griechische *u* genommen hat, sondern auf das Runenzeichen zurückgegriffen haben sollte. Bei der damaligen Erörterung, wo wir uns auf den allgemein angenommenen Standpunkt stellen mussten, konnten wir keinen Grund für die Absonderlichkeit finden, dass gerade hier die Rune eintreten musste. Der Einwand, dass dies geschehen musste, weil das lateinische *u* für gotisch *q* vergeben war, macht den Riss nur noch ärger, denn die Thatsache geht wohl nicht umzustossen, dass das lateinische *u* dem gotischen *u* immerhin noch näher lag, als dem gotischen *q*, die Bezeichnung des *q* durch *u* also ganz ohne Grund geschah. Warum trat denn ferner nicht das romanische *o* für *u* ein, wo doch das *ψ* für *þ*, *ϑ* für *hv*, *u* für *q* einspringen konnte, und die Vokale sich auch noch um vieles näher lagen, als diese ganz heterogenen Konsonanten?

---

*) Wulfila kann noch dazu einen äussern Grund gehabt haben. Das Uncial-*f* bestand, wie wir sahen, aus einem dicken überlangen Strich, dessen dünne kleine Seitenstrichelchen manchmal kaum zu erkennen sind. Diese Buchstabenform widerspricht sichtlich dem Duktus der gotischen Schrift, die Haarstriche gern in Punkte auslaufen lässt. Das lateinische *f* schien ihm vielleicht nicht handgerecht.

Halten wir an unserm Gesichtspunkt fest, dass Wulfila nicht aufs Geratewohl Zeichen seiner Vorlage nahm oder verwarf, sondern dass er stets wohl erwogen hat, warum er seine Vorlage nicht gebrauchen konnte und warum er abweichen musste, dann müssen wir einen bessern Grund ausfindig zu machen suchen, warum er für *u* ein neues Zeichen erfand.

Das lateinische *u* bezeichnete *u* und *w*, ebenso wie das griechische *ov*, welches gewöhnlich zur Umschreibung der fremden (gotischen und lateinischen) *w* neben seltenerem *β* und *v* angewendet wird. Für Wulfila, der eine Scheidung von *u* und *w* für zweckmässig hielt, war auch leicht ein Zeichen für *w* zu finden. Dass er das *v* nahm, beweist auch, dass der griechische *u*-Laut zu *w*-haltig war, um das offene *u* des Gotischen zu bezeichnen. Ausserdem war im Griechischen noch der Übelstand, dass *oy* missverständlich *ow* gelesen werden konnte. Auf die griechische Bezeichnung des *u* durch Doppelsetzung *oy* musste er also verzichten und das Lateinische in Anspruch nehmen. Er hat nun nicht die Vokale einfach gleichgesetzt, sondern *u* für *q* genommen und für sein *u* das Zeichen umgestülpt. Für diese merkwürdige Abweichung scheint nun Wulfila in der That ganz gute Gründe gehabt zu haben. Er hat auch hier weise gehandelt. Er ist nämlich nicht von dem Vokale *u* ausgegangen, sondern von der Konsonantenverbindung *ku* (*qu̯*, *q*). Diese lag nur im Lateinischen und Gotischen vor, das Griechische unterschreibt sie durch *κου* (*κυ*). Und wenn wir nun annehmen, dass das gotische *q* einen sehr starken *u*- oder *w*-haltigen Nachschlag gehabt hat, ebenso wie sein Parallellaut *hv* labial war, andrerseits aber doch durch und durch einheitlich artikuliert wurde, so können wir vielleicht verstehn, dass Wulfila an seinem *q* besonders den Nachschlag hörte und als das Bemerkenswerte an dem Laute zum Ausdruck bringen wollte. Natürlich ist dann hier das lateinische *u* im Lautwerte *w* (*u̯*) und nicht als Vokal zu nehmen, und wie wir beim *u* später noch sehn werden, scheint Wulfila das lateinische *u*-Zeichen nur als *w* (*u̯*) betrachtet zu haben. Vielleicht zwang ihn ferner zu dieser künstlichen Konstruktion, dass das eigentliche *q*-Zeichen mit seinem Koppazeichen Ähnlichkeit hatte und auf das Griechische nahm er ja stets die grösste Rücksicht. Den

Zeichen dieser Sprache gab er auf keinen Fall einen ihnen nicht zukommenden Lautwert. Er hat also aus dem lateinischen *qu* das *u* (*ŭ*) für seinen *q*-Laut (*kŭ*) herausgerechnet. Meine Erklärung mag gekünstelt erscheinen. Wenn wir aber sonst Wulfila zutraun, dass er weise und mit guten Gründen sein Alphabet hergestellt hat, müssen wir für seine künstliche Kombination des *u* mit *q* auch eine künstliche Erklärung suchen. Man muss bedenken, dass er bei seinem *q* in höchst schwieriger Lage war. Der Laut war einheitlich und musste einheitlich wiedergegeben werden, das Koppa war dem *q*-Zeichen in bedenklicher Weise ähnlich, das lateinische *qu*, an das er sich ja überhaupt halten musste, bot ihm keinen andern Ausweg, als den labialen Nachschlag des *qu* für sein *q* zu nehmen, zumal ihm das lateinische *u* als Bezeichnung seines *u*-Vokals nicht ratsam erschien. Und mit gutem Grunde setzte er das Zeichen in die sechste Stelle, die das Episemon Digamma (vau) einnahm. Denn das war überflüssig geworden und konnte ohne grosse Störung nicht mehr als Zahlzeichen gerettet werden. Es fehlten ja nur noch zwei Zahlen, das gotische Alphabet hatte aber noch zwei Buchstaben.

Der eine von diesen war der Vokal *u*. Der Grund, weshalb er hier vom Lateinischen abwich, kann nicht, wie wir schon sahen, darin gelegen haben, dass er das lateinische *u* für *q* vergeben hatte. Hätte er nur äusserlich ein Zeichen erfinden wollen, so hätte er sicher für *q* die ja doch unbekannte *u*-Rune genommen und nicht das allbekannte lateinische *u*, wodurch wiederum nur Verwirrung angerichtet wurde. Wulfila kann nicht aus Schwierigkeiten, die er sich selbst erst geschaffen hatte, von seiner Vorlage abgewichen sein, sondern muss absichtlich auf die *u*-Zeichen seiner Vorlagen verzichtet haben. Es ist doch merkwürdig, dass er das o des griechischen und lateinischen Alphabets und ebenso deren *u* gemieden hat. In erster Linie waren es wohl lautliche Gründe. Seine Vokale müssen ganz verschieden von denen seiner Vorlagen gewesen sein. Nun lässt sich nachweisen, dass gotisch *u* und *o* offene Laute waren (o^u o^a, vgl. später). Im Griechischen und Lateinischen waren sie geschlossen. Da er durch die Bezeichnung seines *u* durch *o* Verwirrung anrichten konnte, schlug er denselben Weg ein

wie bei seinem *þ* und *f*, er wich vollständig von seiner Vorlage ab. Das lateinische *u* bezeichnete wiederum häufig den labialen Spiranten und das muss ihm noch ein Grund mehr gewesen sein, das lateinische *u* nicht für einen Vokal zu gebrauchen. Die Ähnlichkeit des Zeichens nun mit der Rune ist, wie beim *f*, eine ganz zufällige und nicht einmal wie bei diesem Spiranten eine vollständige. Ebenso ist die Gleichheit mit dem lateinischen *n* zufällig. Das Zeichen ist ein frei erfundenes im Anschluss an das lateinische *u* und *o*. Vielleicht hat Wulfila das lateinische *u*-Zeichen wirklich nur umgedreht, denn sein *u* entspricht in der That genau einem umgestülpten lateinischen Uncial-*u* der damaligen Zeit. Durch dieses einfache Mittel hatte er das lateinische *u* einmal als *w* für sein *kw* (*q*) und in umgekehrter Form für sein dem Lateinischen nicht adaequates *u* gebraucht. Den Ausgangspunkt bildete für ihn die lateinische Lautverbindung *qu*.

Noch einen Laut hatte das Gotische, für den keine Vorlage ein annähernd entsprechendes Zeichen bot, nämlich das *hv*. Ich halte es mit Sievers (Pauls Grundriss I[1], 411) für ein stimmloses *w* (dem englischen *wh* gleich), und nicht für ein einheitlich artikuliertes *h* + *w*.*) Dass das Zeichen dafür auf das griechische ϑ zurückgeht, ist ganz ausgeschlossen. Das beweist einmal der ganz heterogene Lautwert beider Zeichen, zweitens die Differenz in der Zahlbezeichnung und vor allem drittens der Umstand, dass das ϑ in dieser Form nirgend in griechischen Uncialhandschriften vorkommt, sondern nur in alten Inschriften und in vorchristlichen Papyri. Das Zeichen ist auch ein frei erfundenes, und ein solches aus einem Kreis mit einem Punkt darin herzustellen, liegt überaus nahe. Ich glaube aber, dass Wulfila für sein *hv* das einzige Zeichen zu Grunde legte, das er von denen seiner Vorlage nicht hatte verwerten können, nämlich das O. Die eigentümliche Artikulation eines stimmlosen, bilabialen *w* kann auf ihn beim langsamen Sprechen immerhin den Eindruck eines *o* gemacht haben, die Einstellung der Sprechwerkzeuge ist bei

*) Schwierig bleibt aber hierbei die Beantwortung der Frage, wie ein stimmloses *w* *i* und *u* brechen konnte. Die Annahme, die *ai* und *au* seien entstanden, als es noch *hv* war und dann erhalten geblieben, ist wenig glaublich, da dieser Lautvorgang sonst nicht zu belegen. Sollte es ein aspiriertes stimmloses *w* gewesen sein?

der Artikulation eines solchen *w* jedenfalls nur wenig verschieden von der bei der Artikulation eines geschlossenen *ô*, wie es das griechische *o* war. Natürlich durfte er nicht das O allein und ohne Veränderung nehmen, dadurch gab er zu Missverständnissen Anlass, abgesehn davon, dass er auch den Zahlwert hätte ändern müssen.*) Durch die leichte Modifikation, dass er einen Punkt hineinsetzte, gewann das Zeichen wieder ein ganz anderes Aussehn und kollidierte mit keinem griechischen mehr, konnte also auch einen beliebigen Zahlwert erhalten. Es trat an die Stelle des *ψ*, für das Wulfila keine Verwendung hatte, und übernahm auch dessen Zahlwert. Immerhin ist es aber nicht unmöglich, dass *hv* ein ganz frei erfundenes Zeichen ist. Auf keinen Fall ist es das griechische *ϑ*. Denn selbst wenn Wulfila mechanisch, ohne auf die Laute Rücksicht zu nehmen, vorgegangen wäre, hätte er sicher für sein *þ* das *ϑ* und für sein *hv* (*wh*) das *ψ* genommen und sie nicht erst thörichterweise die Plätze wechseln lassen.

Die Doppellaute.

Mit diesen 27 (25) Buchstaben war der Bestand der einfachen Laute erschöpft. Überall hat Wulfila das Prinzip gewahrt, für einheitliche Laute auch einheitliche Zeichen anzuwenden, so dass er bei seinem *q* (*hv*) sogar zu künstlicher Kombination gelangte. Doppellaute erhielten Doppelzeichen.

Bei den Vokalen sind nun hiervon zwei Ausnahmen gemacht. Die Laute der Brechung vor *r* und *h* werden von den reinen Diphthongen nicht geschieden und das *ī* wird durch *ei* ausgedrückt. Von jeher hat diese scheinbare Inkonsequenz Verwunderung erregt und man hat verschiedene Erklärungen dafür gesucht, bis man sich zufrieden gegeben hat, sie durch die griechische Orthographie bedingt sein zu lassen.

Prinzipielle Bedenken dagegen sind aber aus dem Umstande herzuleiten, dass Wulfila sonst ein äusserst genaues phonetisches Alphabet herzustellen bemüht war. Ein Mann,

*) Die Griechen trugen kein Bedenken, für das *w* in Fremdwörtern ihr *O* zu setzen. Von Ὄαξος (*ƒάξος*) will ich absehn, aber auch lateinische Namen werden in dieser Weise wiedergegeben: Ὀαλέριος, Ὀάδμων, Σεροΐλιος Σεοῆρος vgl. Gustav Meyer, Griech. Gramm.[3] 320; W. Schulze K. Z. 33, 395 f. Wulfila verfuhr aber vorsichtiger und auch konsequenter.

der nicht für gut befand, ein ϑ für *þ*, φ für *f*, *qu* für *q* zu nehmen, kann unmöglich bei den Vokalen auf solche feinen Unterscheidungen verzichtet haben. Er muss auch für diese *ai, au, ei* seine guten Gründe gehabt haben und ich halte daran fest, dass in ihnen Doppellaute zu sehn sind. Ich will versuchen, meine Ansicht zu begründen.

r und *h* waren im Germanischen dunkle Laute, wie schon die Brechung beweist (Kluge, Pauls Grundriss I², 376). Im Gotischen müssen sie die ohnehin schon offenen *ĕ* und *ŭ* zunächst noch offener gemacht haben, so dass die Vokale als helles a^e und dunkles a^o erschienen. Für Wulfila klangen sie wie *a*. Nun schreibt ein genauer Phonetiker in der althochdeutschen Periode, Notker, vor der Spirans *h* auch nicht die reinen Vokale, sondern statt *i ie* und statt *u uo* (vgl. Braune, ahd. Grammatik, § 154, Anm. 7 b). Das sind natürlich weder im Prinzip noch in der Aussprache den sonstigen *ie* und *uo* gleichzustellende Laute. Ein ähnliches Prinzip kann bei Wulfila gewaltet haben. Er hörte, dass nicht reine *a* vor *r* und *h* gesprochen wurden, noch weniger aber reine *i* und *u*, sondern ein nicht voll entwickeltes *a* mit nachfolgendem helleren oder dunkleren Nachschlage, der durch die Natur der *r* und *h* bedingt wurde. Infolgedessen schrieb er für den hellen Laut *ai*, für den dunkeln *au*. Es sind das also Doppellaute wie die Laute jeder „Brechung", z. B. wie die *ea* u. s. w. im Angelsächsischen, und sie sind zu trennen in *a-ir, a-ih, a-ur, a-uh* (das *a* wohl besser als *ä* zu lesen). Dass er den dumpfen Klang vor *r* und *h* bei *ĕ* durch *i* wiedergab, lag daran, dass sein *i* ein offener, dunkler Laut war, und er doch *i*- und *u*-Brechung unterscheiden musste.

Die klassischen Sprachen boten ihm für seine Brechungslaute nichts. Sie stimmten überhaupt schlecht im Vokalismus zum Gotischen. Für sein *ai* der Brechung bot ihm ja das Griechische αι, ebenso wie das Lateinische mit seinem auch schon vielfach monophthongem, mit *e* wechselnden *ae* eine Stütze, und das ist der Grund, weshalb man für die Brechungslaute den Lautwert *ä å* angenommen hat. Das hat aber seine Bedenken. Gewiss schreiben die griechischen Codices schon αι und ε durcheinander, aber Wulfila konnte doch darauf nur Rücksicht nehmen, wenn er in seinen Codices, wenn nicht regelmässig, so doch in der überwiegenden Mehrzahl

der Fälle das ε durch αι ersetzt fand. Denn das ε, das ja häufig unter dem Accent lang und stets geschlossen war, lag seinem ē doch nicht so fern, dass er es hätte durch *ai* wiedergeben müssen, das ja ganz offen war. Nun sind die Schreibungen αι für ε in damaliger Zeit noch gar nicht so sehr häufig in sorgfältigen Codices, und da wäre doch kein Grund gewesen, in den Transskriptionen lieber eine Verwechslung mit dem gotischen Diphthongen *ai* als dem monophthongen ē zuzulassen (ich verweise z. B. auf Fremdwörter wie *aiwaggēli*, *praizbytērei*, vgl. K. Z. 35, 300). Am meisten aber spricht gegen die Annahme, dass die Schreibung der Brechungslaute *ai* durch das griechische αι bewirkt sei, die Umschreibung des *o* durch *au*. Dafür hatte er nämlich keinen Anhalt. Das Griechische kannte kein αυ im Lautwerte *å*. Das Lateinische sprach wohl auch monophthonges *å*, schrieb dann aber auch *o* seltener *a*, um diesen Laut zu bezeichnen. Schrieb man *au*, so wurde auch von den Gebildeten, wie die Grammatiker vorschreiben, *au* gesprochen, darauf beruht ja der witzige Einfall des Vespasian bei Sueton Kap. 22. Wulfila hat daher sein *au* selbständig nach seinem *ai* gebildet, beide Brechungslaute stehn im Zusammenhang und bei beiden wird durch das *i* oder *u* der hellere oder dunklere Nachklang der Brechung bezeichnet, die durch die eigentümliche Artikulation seiner *r* und *h* (letzterer natürlich dann als gutturaler Spirans) bedingt wurde.

Die Transskriptionen haben an und für sich gar nichts mit den Brechungslauten zu thun. Schwierig bleibt die Erklärung dafür, dass Wulfila das griechische ε und ο nicht durch seine ē und ō ausdrückte, immerhin. Wir konstatieren nun, dass er es nicht für zweckmässig hielt, seine ē und ō für die griechischen Vokale zu verwenden, mag er einen Grund gehabt haben, welchen er will, er wird im Zusammenhang mit der Scheu stehn, für sein *u* und *o* die Zeichen seiner Vorlage zu nehmen. Wenn aber ē und ō nicht die ε und ο umschreiben sollten, so hatte er keine anderen Laute, durch welche sie wiedergegeben werden konnten, als eben diese *ai* und *au*. Und nun dürfen wir wohl die Thatsache zu Hilfe rufen, dass das griechische αι vielfach schon als monophthonges *ä* gesprochen und αι für ε und ε für αι gelegentlich geschrieben wurde. Da hatte Wulfila einen Anhalt.

Er überlegte, dass, wenn die Griechen selbst manchmal für ε αι schreiben, er durch die Bezeichnung *ai*, deren Lautwert *ä*^{i} dem monophthongen αι (= *ä*) ziemlich nahe lag, kein Unrecht beging. Und dann war auch selbstverständlich, dass er, der Bedenken trug, für *u* und *o* die Zeichen seiner Vorlage zu nehmen, die o durch *au* (= *å*^{u}) wiedergab. Nach meinen Darlegungen ist also die Bezeichnung der Brechung nicht durch die Transskription hervorgerufen, sondern umgekehrt, letztere sind eine Folge der ersteren.

Ähnlich steht es wohl auch beim *ei* für *ī*. Die damaligen griechischen Codices haben durchaus nicht die orthographische Regel, das *ī* durch ει zu bezeichnen. Sie ist überhaupt in den Anfängen stecken geblieben. Da nun Wulfila sonst nicht die Quantität seiner Vokale wiederzugeben gesucht hat, kann er auch keine Veranlassung gehabt haben, ein einfaches langes *i* durch *ei* wiederzugeben, zumal das griechische ι jedesmal unter dem Accent ja auch lang war. Das gotische *ī* muss sich qualitativ ganz bedeutend von dem kurzen abgehoben haben. Da nun das kurze *i* offen war, muss das lange *ī* entweder sehr geschlossen oder noch viel offener gewesen sein. Gegen erste Möglichkeit scheint mir die Bezeichnung *ei* zu sprechen. Ich glaube, dass sein *ī* noch viel offener war, als das kurze, es war fast ein *ē*, und ihm haftete nur ein stärkerer *i*-Klang an. Es kann sich demgemäss in der Aussprache wenig vom η unterschieden haben, das zu damaliger Zeit *ē*^{i} war. Dessen Zeichen konnte er aber nicht gebrauchen, da für dasselbe schon *h* eingetreten war. Er konnte sich also hier an das griechische ει halten, möglich ist aber auch, dass er selbständig auf diese Bezeichnung verfiel, um sein reines *ē* und sein *ē*^{i} unterscheiden zu können. Der Grund aber, weshalb er beide *i*-Laute zu scheiden unternahm, muss in der Aussprache gelegen haben.*) Hierbei kommen die späteren Verhältnisse in unsern Bibelcodices natürlich nicht in Betracht, da sie über hundert Jahre nach der Einführung des Alphabets geschrieben sind, wo *ē*^{i} sicher schon wie das reine *ē* zu langem einfachen *ī* geworden waren (vgl. K. Z. 35, 302), ebenso wie die *äi*, *åu* zu reinen *ä* und *å*.

*) Eine direkte Fortsetzung des urgerm. *ei* ist das gotische *ei* natürlich nicht, wohl aber kann dessen Aussprache als *i*^{e} auch die des reinen *ī* beeinflusst haben, wie wir ja schon beim Runenalphabet vermuteten.

Alle diese Doppelschreibungen *ai* und *au* vor *r* und *h* und *ei* haben guten Grund. Sie beruhen auf dem Prinzip, für Doppellaute Doppelzeichen zu setzen und legen somit für das feine Ohr Wulfilas Zeugnis ab. Es sind nicht vollentwickelte Diphthonge, ebensowenig wie Notkers *ie* und *uo* vor *h*. Sie sind aber auch keineswegs einfache Laute.*) Für sie fand Wulfila in seinen Vorlagen kein annähernd brauchbares Zeichen, und er musste hier ganz genau nach dem Gehör wiedergeben. Dass er besser hier eine Ligatur angewandt hätte, dürfen wir wohl sagen, aber nicht verlangen, denn die griechischen Codices kennen keine Ligaturen, wie die späteren lateinischen.

Da Accente in damaliger Zeit nur gelegentlich gesetzt wurden, hat Wulfila auch keine Accentuierung für seine Schrift eingeführt, was wir nur bedauern können.

Damit haben wir das Alphabet Wulfilas Buchstaben für Buchstaben untersucht und es ist vielleicht zweckmässig, wenn wir die Resultate noch einmal zusammenstellen, um das weise Verfahren, das er bei der Konstruktion seines Alphabetes eingeschlagen hat, beobachten und voll würdigen zu können.

Wo der gotische und griechische Wert eines Lautes sich einander genau entsprachen, nahm Wulfila das griechische Zeichen ohne die geringste Änderung, liess ihm denselben Zahlwert und behielt es an der Stelle, wo es im Griechischen stand. Wo eine genaue Lautentsprechung nicht stattfand, verwarf er das griechische Zeichen ganz und setzte nicht etwa dafür ein heterogenes, noch dazu mit einem ihm nicht zukommenden Zahlwerte ein. Er griff hier vielmehr auf das Lateinische zurück, das in den meisten Fällen dem gotischen Lautstande ganz ungenügend entsprach. Einige Zeichen konnte er hier ohne jede Änderung herübernehmen. Die R, S, G entsprachen wohl seinen Lauten und konnten ausserdem auch kein Unheil anrichten und die Schüler beim Lesen verwirren, nicht einmal das G im Lautwerte *j*. Wo die Lautdifferenzen zu gross waren, und wo es sich vor allem um

*) Hat vielleicht Wulfila das lateinische R genommen, um sein dunkles *r* zu bezeichnen? Die Brechung erweist wohl auch für das *h* noch rein spirantischen Charakter.

die Bezeichnung spezifisch gotischer Laute handelte, wie beim *u*, *q*, *f*, änderte er die ähnliche Laute wiedergebenden lateinischen Buchstaben. Auch ein griechisches Zeichen hat er wohl geändert, nämlich das Φ, das seinem *þ* nicht ganz unähnlich gewesen sein muss. Er musste hier, trotz seines Grundsatzes, die griechischen Zeichen unverändert zu lassen, ein griechisches Zeichen modifizieren, weil das Lateinische keine Dentalspirans hatte und auch keinen nur ähnlichen Laut. Die lateinische Umschreibung *th* konnte er nicht verwenden, weil sie seinem Grundsatz, einheitliche Zeichen für einheitliche Laute zu setzen, widersprach und auch sein *h* als gutturale Spirans dagegen Einspruch erhob. Das Zeichen *hv* kann, wenn es nicht ganz frei erfunden ist, aus griechischem oder lateinischem O modifiziert sein. Wo wir Doppelzeichen finden, haben wir auch Doppellaute anzunehmen, welcher Art diese auch beschaffen gewesen sein mögen.

Durch alle diese Massnahmen erreichte er, dass sein Alphabet mit dem griechischen in keiner Weise kollidierte, dass der Geistliche, der unter die Goten versetzt wurde und zunächst nur Griechisch verstand, sich leicht in das gotische Alphabet hineinfinden konnte. Er brauchte nur die neu erfundenen Zeichen mit ihrem Laut- und Zahlenwert zu erlernen.*) So finden wir denn, dass Wulfila bei der Herstellung seines Alphabets überaus weise und nach wohlüberdachtem Plane gehandelt hat, wie uns schon in den Acta S. Nicetae gesagt wird: „Er war ein Mann, klug und verständig, er stellte die Formen der Buchstaben und den Klang der der gotischen Sprache zukommenden Laute fest.“ Dass er auf das Lateinische weniger Rücksicht nahm, lag in der Natur der Sache. Das lateinische Alphabet diente ihm nur als Aushilfe, wo das griechische versagte. An und für sich hatte er es nur mit den byzantinischen Kreisen zu thun,

*) Es sind neun an der Zahl. Dies scheint mir wichtig. Denn es müssen ziemlich viel gewesen sein, sonst hätten die Schriftsteller uns nicht Nachricht geben können, er habe Zeichen „dazu erfunden“. Bei einem oder zwei hätten sie kein Aufhebens von der Sache gemacht. Bei einer solchen grossen Anzahl (1/3 des ganzen Alphabets) verstehn wir auch wohl am besten, weshalb den Kirchenschriftstellern Wulfilas Alphabet als etwas Eigenartiges erschien und weshalb sie von „erfinden“ reden.

mit griechischer Sprache und griechischer Schrift. Das Lateinische war für ihn und seine Geistlichkeit eine „gelehrte“ Sprache, die Sprache der Regierung und die der Gebildeten.

Die Art des „Erfindens“ von neuen Buchstaben war bei ihm ferner dieselbe, wie bei jedem, der ein der Sprache angemessenes Alphabet herstellen will. Nicht aufs Geratewohl werden neue Zeichen erfunden, sondern die neuen werden aus andern lautähnlichen modifiziert, oder die Zeichen eines fremden Alphabets werden zu Hilfe genommen und umgestaltet. Das können wir überall konstatieren, wo Schriftalphabete konstruiert werden; dasselbe zeigt sich auch in den gutgemeinten dilettantischen Spielereien des Kaisers Claudius oder des Enkels des gewaltigen Chlodwichs, Chilperich, als sie der vermeintlichen Mangelhaftigkeit des lateinischen Alphabets durch „Erfindung“ neuer Zeichen abzuhelfen gedachten.*) Bei Wulfila war es aber heiliger Ernst, ihm stand auch ausreichendes Wissen zu Gebote. Daher gelang es ihm in dauernderer Weise, ein der gesprochenen Sprache angepasstes Alphabet zusammenzustellen als jenen Grammatikern auf dem Throne.

Vielleicht hat Wulfila des Guten zu viel gethan. Es kann als Thatsache gelten, dass eine Schrift- und Litteratursprache ein phonetisches Alphabet nur in bestimmter Ausdehnung verträgt. Allzu genaue Lautbezeichnung bringt Verwirrung hervor und verursacht Schreibfehler, die manchmal schwerwiegende Folgen mit sich führen können. Auch die Schreibfehler, deren uns so viele in den gotischen Codices, selbst in dem sorgfältigen Codex argenteus, begegnen, lassen sich grossenteils auf die zu grosse Genauigkeit des gotischen Alphabets zurückführen. Wulfilas Schüler und gar die späteren Schreiber und Abschreiber waren nicht imstande, die feinen Lautunterschiede zu beachten, die ihr Meister gemacht hatte. Die Art der Schreibfehler ist

*) Gregorius von Tours V, 45: addidit autem et litteras litteris nostris id est *w*, sicut Graeci habent, *ae the, uui* quarum characteres subscripsimus w, *φ*, z, *δ*. Dazu fügt der Herausgeber (in Mignes Patrologia latina LXXI, 362) die trockene Anmerkung: ceterae hae litterae eandem fortunam expertae sunt, atque illae quae olim a Claudio imperatore adinventatae fuerant, id est simul cum suo auctore perierunt (s. Havet, mem. d. l. Soc. d. Ling. 6, 80 f.).

nämlich sehr interessant und gestattet bei der nötigen Vorsicht auf die gotische Aussprache nicht zu unterschätzende Schlüsse. Sie können aber nicht an diesem Orte behandelt werden. In seinem Eifer, — vielleicht gerade gegenüber den stümperhaften Versuchen vor ihm, das Gotische mit griechischen Buchstaben wiederzugeben — ein dem gotischen Lautstande passendes Alphabet zu schaffen, ist Wulfila zu weit gegangen. Er hatte die feinsten Lautunterschiede herausgehört und zu fixieren gesucht, während seine zum Teil stammfremden Schüler sie gar nicht zu hören imstande waren und sich so in dem Alphabet kaum zurechtfinden konnten.

Zum Schluss seien einige Bemerkungen zur Geschichte des gotischen Alphabets gemacht. Das bequemste Hilfsmittel hierfür ist die Tabelle bei v. d. Gabelenz und Löbe, und wir erhalten aus einer näheren Betrachtung derselben folgendes Resultat. Am genauesten ist uns das Wulfilanische Alphabet im Codex argenteus erhalten. Hier haben wir die griechische Uncialschrift ohne jede Änderung. In den andern Codices gewinnt die lateinische Halbunciale und Minuskel immer mehr Einfluss. Besonders zeigen die Urkunden diesen Einfluss, hier sind schon manche Zeichen ganz und gar lateinisch. Hässliche Verschnörkelungen verunstalten die markigen Züge des gotischen „Grundalphabets“ bis zur Unkenntlichkeit. Namentlich haben unter dieser Verschnörkelungssucht die von Wulfila erfundenen Zeichen (*g*), *f*, *þ*, *ō* zu leiden. Hier ist klar, dass die späteren Schreiber mit ihnen nichts Rechtes anzufangen wussten, sie entsprachen keinem Zeichen eines bekannten Alphabets. Mit dem gotischen *þ* und *f* half man sich auf einfache Weise. Da das *þ* ganz den Eindruck eines griechischen Φ machte, finden wir im Codex Ambrosianus und in den Urkunden die Kursive des griechischen φ eingesetzt. Das gotische *f*, das Wulfila weise vom lateinischen modifiziert hatte, wurde wieder rückläufig an sein Vorbild angelehnt und erhielt schliesslich mit ihm wieder völlige Gleichheit. Die übrigen Zeichen — natürlich nicht nur die erfundenen — wurden willkürlich geändert.

Der Codex Salzburgensis zeigt, wie wir schon im ersten Abschnitte hervorzuheben Gelegenheit hatten, von vornherein eine andere Entwicklung. Auch er hat den lateinischen Ein-

fluss genügend erfahren. Aber die Buchstaben zeigen eine so abseitsstehende, von der italienischen Tradition unabhängige Form, — man betrachte namentlich die *b, q, r, s, lv, ō* — dass schon deshalb die in diesem Codex erhaltene gotische Schrift nicht die der uns erhaltenen italienischen Bibelcodices sein kann, so viel man auch dem Abschreiber in Salzburg zur Last legen mag, der die Zeichen gar nicht mehr verstand und doch mechanisch nachmalte.

Anhang.

Bemerkungen über die Entwicklung der Schrift bei den germanischen Völkern.

(Zur Vergleichung.)

Diese Studien boten keine Gelegenheit und hatten auch nicht die Absicht, auf die späteren Schriftverhältnisse bei den Germanen einzugehn. Dennoch dürften hier einige Bemerkungen über die Schrift und die Orthographie am Platze sein, wenn auch nur anhangsweise, um die Entwicklung und das Prinzip der jedesmaligen Schrift feststellen zu können und damit zu vergleichen, was wir aus der genaueren Untersuchung der beiden ältesten Alphabete an Resultaten gewonnen haben.

I.

Die Runen sind von vornherein ein volkstümliches Alphabet gewesen. Keinem gelehrten Einflusse, keinen litterarischen Bestrebungen verdanken sie ihre Entstehung. Bei den Kulturbeziehungen zwischen den Germanen und ihren Nachbarn mussten sich erstere auch deren Schrift aneignen. Wie jedes Volk, so nahmen auch sie nicht das Alphabet in vollkommener Gestalt herüber und passten es ihren Lauten vollständig an. Ganz allmählich fasste die Schrift festen Fuss, nur wenige vermochten überhaupt die Kunst des Schreibens auszuüben und von genaueren phonetischen Erwägungen kann bei der ersten Herübernahme gar keine Rede sein. Man behalf sich mit den fremden Buchstaben, so gut es gehn wollte. Erst als die Runenschrift immer weiter um sich griff, als sie einigermassen fest eingewurzelt war und man die Vorteile erkannte, die eine Schrift mit sich brachte, suchte man das

Alphabet zu vervollkommnen. Man wandelte hierbei vielfach eigene Wege und sicher geschah auch vieles nach dem wohlüberlegten Plane eines Einzelnen. Dennoch hat man auch im Volke aus sich selbst heraus manches dazu gethan. Manche Neuerung fand nicht allgemeinen Beifall. Daher dürfen wir nicht alles auf eine einheitliche Grundlage zurückführen wollen. So kann man denn mit Recht von den Runen als von einem „nationalen Alphabet“ reden. Es ist das einzige germanische Alphabet, das nicht durch gelehrte Einflüsse entstanden ist, das vom Volke als solchem übernommen, ausgestaltet und vervollkommnet wurde und stets im Volke lebte, solange es überhaupt bestand. Gerade zu gelehrten Dingen wurde es nicht gebraucht.

Die Runen haben nun in den verschiedenen Dialekten eigene Schicksale gehabt.

Auf dem Festlande kamen sie nicht zu völliger Entwicklung, hier wurden sie durch die gelehrten Alphabete bald verdrängt und sie gingen unter, ohne irgend welche andern Spuren zu hinterlassen, als eben die wenigen „deutschen“ Inschriften und einige kümmerliche Erwähnungen bei Schriftstellern und in Handschriften.

Im Angelsächsischen konnten sie sich zur Blüte entfalten. Hier wurde das altgermanische Runenalphabet von 24 Buchstaben kunstvoll dem völlig veränderten Lautstande der Sprache angepasst. Geschickte Modifikationen setzten die Angelsachsen in den Stand, ohne ein eigentlich frei erfundenes Zeichen ihre Sprache durch die Runen in genügender Weise wiederzugeben. Ein völlig einheitliches Alphabet ist auch dabei nicht zustande gekommen. Auch hier dürfen wir demgemäss annehmen, dass an mehreren Orten und von mehreren Personen Versuche angestellt wurden, Alphabet und Sprache in Einklang zu bringen und so können wir wohl auch dem angelsächsischen Runenalphabet eine volkstümliche Ausgestaltung und ein wirkliches Leben im Volke zugestehn.

Merkwürdige Schicksale hat das nordische Runenalphabet gehabt. Wenn Wimmer recht hat, dass das 16-buchstabige Alphabet aus dem 24-buchstabigen entstanden ist, so haben wir zunächst einen Verfall zu konstatieren, der sich mit den damaligen politischen und kulturellen Verhältnissen im Norden in Zusammenhang bringen lassen müsste. Sollte das unvoll-

ständige Alphabet das ältere sein, so wäre das längere eine Übertragung von aussen her, die nicht Beifall fand und deshalb nicht Wurzel fassen konnte. Wie dem auch sein mag, jedenfalls fühlte man auch bei den Nordmännern, dass das Alphabet in der Form, wie man es hatte, wenig zweckmässig war, und man musste es deshalb auch modifizieren. Das Prinzip ist ein ganz anderes als bei den Angelsachsen. Man vervollkommte das Alphabet durch Hinzufügung eines Punktes oder kleinen Striches zu den einzelnen Buchstaben. Bekanntlich hat das Runenalphabet im Norden das längste Leben gehabt.

Zu einem Schriftalphabet, einer Buchschrift, haben sich die Runen nicht aufgeschwungen, nicht deshalb, weil sie dazu nicht tauglich waren, sondern weil der neue Glaube der einheimischen Schrift nicht überall freundlich gegenüberstand und vor allem weil er ein neues, schon lange zur Buchschrift entwickeltes, sozusagen autoritatives Alphabet mitbrachte. Wir haben daher nur einzelne Versuche, die Runen zur Buchschrift zu verwenden. Es waren eben die im Volke lebenden Zeichen, von denen es sich nur schwer trennen konnte. Deshalb konnten sie auf Inschriften u. s. w. ein langes Leben führen, denn diese gingen vom Volke aus und waren für dasselbe verfertigt. Mit dem Buchwesen hatte aber der gemeine Mann wenig zu thun, das war Sache der Gelehrten, d. h. in damaliger Zeit der Geistlichkeit.

II.

Die Entwicklung, die daher die Buchschrift gehabt hat, ist wie ihre Entstehung eine grundverschiedene. Hier wollen wir nicht die Schriftcharaktere, die Entwicklung zur Unciale, zur Minuskel und Kursive betrachten, das liegt uns ganz fern und man vgl. darüber z. B. Arndt in Pauls Grundriss I², 274 ff. Hier interessiert uns das Verhältnis von Sprache und Schrift, von Alphabet und Orthographie. Darüber sollen hier einige nur obenhin orientierende Bemerkungen folgen, die, soweit sie nicht auf meinen eigenen Studien beruhn, aus den bekannten Handbüchern, namentlich den betreffenden Abschnitten in den Grammatiken von Braune, Sievers Noreen genommen sind.

1. Für die Goten war das Griechische das Massgebende. Da dessen Alphabet zur Wiedergabe der gotischen Sprache